

Magazin des Soldaten

HEFT 2 • FEBRUAR 1967 • PREIS MDN 1,–

Eisenbahnpioniere der Sowjetarmee und der NVA bauen gemeinsam eine Brücke. Dabei werden technische Mittel eingesetzt, die den deutschen Genossen noch unbekannt sind. Der sowjetische Kommandeur teilt deshalb seine besten Spezialisten, darunter den ausgezeichneten Kranführer Boris, den beiden deutschen Kompanien zur Unterstützung zu. Nun ist Eisenbahnbrückenbau eine schwere Arbeit, und gewisse Ruhepausen sind für die arbeitenden Soldaten notwendig.

Als der deutsche Kommandeur Pause befiehlt, macht auch Boris eine „Fünfzehn", raucht sich eine Zigarette an und plaudert mit seinen deutschen Freunden.



Vignette: Harri Parschau

Plötzlich taucht ein sowjetischer Leutnant, Boris' Zugführer, auf und ermahnt diesen, er solle nicht herumstehen und die deutschen Genossen von der Arbeit abhalten. Boris ist in seiner Spezialisten- und Soldatenehre gekränkt. Teils deswegen und teils aus Übermut meldet er deshalb: „Genosse Leutnant, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ich jetzt unter deutschem Oberbefehl stehe, also deutscher Soldat bin!"

Der Leutnant traut seinen Ohren nicht.

So kennt er ja seinen Soldaten noch gar nicht. Doch er will kein Aufsehen. Er fordert deshalb Boris nur auf, sich später bei ihm zu melden, und geht dann davon.

Dem ist die Sache jetzt doch nicht ganz egal. Er bittet die deutschen Soldaten, mit ihm nun so schnell wie möglich zu arbeiten.

Von wegen herumstehen!

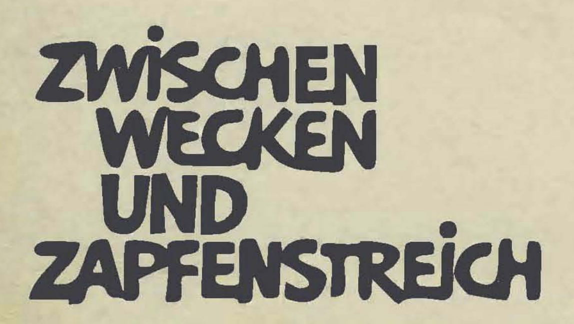
Die deutschen Pioniere holen alles aus sich heraus. So ganz haben sie den Wortwechsel zwischen Boris und seinem Leutnant zwar nicht verstanden, aber ihren sowjetischen Freund im Stich lassen? Nein, das wollen sie nicht! Sie verzichten sogar auf eine weitere Pause. Noch vor Ablauf der Normzeit ist ihr Teil der Brücke fertig.

Ein Appell beschließt die gemeinsame Übung. Der sowjetische Kommandeur lobt besonders die deutschen Soldaten: „Sogar meinen besten Kranführer habt Ihr ins Schwitzen gebracht, ich habe das noch nie bei ihm geschafft."

Wäre es gestattet, im Glied zu sprechen, Proteste aus den deutschen Reihen wären laut geworden. Man war da anderer Meinung, wer wen zum Schwitzen gebracht hatte.

Bevor man sich getrennt auf den Rückweg macht, kommt Boris noch einmal zur deutschen Kompanie, um sich zu verabschieden: „Freunde, eigentlich wollte ich meinem Zugführer beweisen, wie gut ich bin, aber nun habt Ihr mir bewiesen, wie gut Ihr seid — ach, was soll ich philosophieren, gemeinsam sind wir doch sehr gut." Und dann fügt er noch hinzu: „Bei uns lacht alles über meine Meldung, auch mein Zugführer, nachdem er den richtigen Sachverhalt erfahren hat."

Ernst Gebauer





POSTSACK



Schnelle Hilfe

In der Nacht vom 30. 9. zum 1. 10. 1966 hatten wir mit unserem Werkstattwagen am Hermsdorfer Kreuz einen Motorschaden. Verkehrsposten Hauptwachtmeister Sieger beordete sofort einen VP-Streifenwagen nach Jena, um uns von der dortigen Einheit der NVA ein Ersatzteil heranschaffen zu lassen. Durch diese Hilfe konnten wir unseren Auftrag ohne lange Verzögerung erfüllen. Noch einmal Dank den Genossen vom VPKA Stadtroda.

Leutnant Kabel, Frankfurt



Kleider machen Leute

Ich möchte mir als Soldat auf Zeit eine eigene Ausgangsuniform kaufen. Wo kann ich eine solche Uniform erhalten und wie hoch wird der Preis sein?

Uffz.-Sch. Albrecht, Frankenberg

Ausgangsuniformen gibt es in den Industrie-Verkaufsstellen der Dienststellen bzw. in HO-Spezialläden. Eine Konfektions-Uniform kostet etwa 250,– MDN.

Glück auf!

Die GST-Grundorganisation des Schachtes 366 hat große Anstrengungen unternommen, um hervorragende Produktionserfolge zu erreichen. Auch konnten wir bisher 30 junge Menschen als Soldaten auf Zeit gewinnen. Ich bin überzeugt, daß sie in unserer Armee das Beste geben werden. Das zeigt schon der Briefwechsel, den wir mit unseren 80 Soldaten haben.

Genosse Krauß, Aue-Alberoda

Es geschah im Juni 1942

Welches war die größte Seeschlacht im zweiten Weltkrieg? Wer traf sich, und wieviel Schiffe waren daran beteiligt?

P. Rademacher, Krauschwitz

Die größte Seeschlacht war die bei Midway (Stiller Ozean). Sie wurde zwischen Japan und den USA ausgetragen. Die japanische Flotte kämpfte dabei mit rund 150 Kampfschiffen, darunter 11 Schlachtschiffe, 4 große Flugzeugträger, 13 schwere Kreuzer und 61 Zerstörer. Die Amerikaner führten rund 70 Schiffe ins Gefecht, darunter 3 große Flugzeugträger, 8 schwere Kreuzer und 28 Zerstörer.



Für's Wiedersehen ermäßigt

Mein Mann leistet zur Zeit seinen Ehrendienst bei der NVA. Ich möchte ihn einmal besuchen. Bekomme ich die gleiche Ermäßigung bei der Reichsbahn wie mein Mann und brauche ich da eine besondere Bescheinigung?

Elke Baum, Niederfrohna

Sofern Sie berufstätig sind, können Sie die Fahrpreisermäßigung einer Arbeiterrückfahrkarte in Anspruch nehmen. Den Antrag dazu müssen Sie zunächst von Ihrem Betrieb und dann von der NVA-Dienststelle Ihres Mannes bestätigen lassen.

Nicht aufzuhalten

Ich möchte behaupten, daß das Titelbild des Augustheftes das beste des Jahres 1966 ist. Dieses Bild „lebt". Mit welcher Kraft stürmt das Boot dem „Gegner" entgegen! Wer will es aufhalten? Helmut Cramer, Cottbus

In Dur und Moll

Welche Schauspieler bzw. Schlagersänger sind zur Zeit beim Erich-Weinert-Ensemble tätig?

Bernd Rogge, Anklam

Die Sängerinnen bzw. Sänger Marion Velten, Christel Brodhage, Volkmar Böhm, Siegfried Uhlenbrock, Roland Neudert, die Schauspielerin Gertraude Höfler und der Schauspieler Günter Schwarz.

Freude und Ärger

Schon vor meiner Einberufung in die NVA war ich eifriger Leser Ihrer AR. Daran hat sich auch jetzt nichts geändert, im Gegenteil, ich freue mich immer sehr darauf und ärgere mich, daß das Heft jeden Monat erst so spät erhältlich ist.

Unteroffizier Krellner, Oranienburg

Auch mit Frau

Kürzlich ging ich mit meiner Frau einkaufen, sie hakte sich dabei ein. Plötzlich wurde ich von einem mir unbekannten Offizier zurückgeholt, der

mich an meine Grußpflicht erinnerte. Soweit mir bekannt ist, legen die Dienstvorschriften nichts fest, daß Armeeangehörige, wenn sie mit ihren Frauen spazierengehen, auch zu grüßen haben.

Feldwebel Germann, Eggesin

Sie irren sich. Die DV 10/3 besagt deutlich, daß gegenüber Vorgesetzten die Grußpflicht besteht. Davon sind Sie auch nicht entbunden, wenn Sie Ihre Frau untergehakt haben.



Sammlerwünsche

Ansichtskarten sammeln und suchen Sigrid Seidel, 685 Lobenstein, Karl-Marx-Str. 25, und Hannelore Höhn, 3014 Magdeburg, Schöningerstr. 24.

Die „Stürme" gehen weiter

Das Manöver „Oktobersturm" war 1965 in der DDR, „Moldau" 1966 in der ČSSR. Wo wird die nächste Übung 1967 stattfinden?

Max Reinke, Arnstadt

Auch künftig werden die Armeen der Warschauer Vertragsstaaten gemeinsame Manöver durchführen. Zeitpunkt und Ort dieser Übungen bestimmt das Vereinte Oberkommando. Zu gegebener Zeit wird die Öffentlichkeit davon unterrichtet.

Mal so ...

Seitdem ich bei der NVA bin, lese ich gern die AR. Sie ist interessant und gibt Antworten auf viele Fragen, die die militärische Ausbildung betreffen.

Offiziersschüler Stöckner, Löbau

... mal so

Zwei Jahre lesen wir schon Euer Magazin. Von Monat zu Monat sind wir mehr und mehr über die Qualität der AR erschüttert. Wenn sie nicht bald etwas niveauvoller wird, werden wir das Abonnement zurückziehen.

Besatzung des Räumbootes „Aue"



Sturzkampfflugzeuge

Ich habe schon oft von dem Flugzeug der faschistischen Luftwaffe „Stuka" gehört. Was ist das für ein Typ?

Bernd Weiß, Auerbach/Vogtl.

„Stuka" ist kein Flugzeugtyp, sondern die Abkürzung für die Flugzeuggattung „Sturzkampfflugzeuge". Seine Funktion bestand darin, das Ziel in großer Höhe anzufliegen und dann im schnellen Sturzflug auf dieses herabzustoßen. 1935 begann der Bau der Junkers Ju 87. Sie war ein Tiefdecker mit Knickflügeln und festem Fahrwerk. Die Faschisten erprobten dieses Flugzeug erstmalig im Spanienkrieg (1936–39) gegen die Volksarmee und die Internationalen Brigaden. Die Bewaffnung der Ju 87 B bestand aus drei MG (Kal. 7,9 mm), zwei Kanonen (20 mm) und einer Bombenlast von max. 1800 kg. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 350–408 km/h, die Flugweite 1000–1920 km. Auf Grund der großen Verluste mußten die Faschisten 1944 den Einsatz dieser Maschinen einstellen.

Offizier und Techniker

Erhält ein Offizier für Panzertechnik eine Ingenieurausbildung? Ist er damit im zivilen Leben auch Ingenieur?

Burckhard Matthes, Mügeln

In der Offiziersschule erwirbt der künftige Offizier für Panzertechnik als zivilberufliche Qualifikation gleichzeitig den Grad eines Technikers für Allgemeinen Maschinenbau. Er berechtigt ihn zum Erwerb der Ingenieurqualifikation durch ein verkürztes Direkt- oder Fernstudium.

Nicht möglich

Könnte in der AR nicht auch ein Fortsetzungsroman erscheinen?

Andreas Pauli, Zeitz

Nein, in einem Monatsmagazin ist so etwas nicht zweckmäßig, da zwischen dem Erscheinen zweier Ausgaben eine zu lange Zeitspanne liegt.

Gruß an die Waterkant

Mit Hilfe der AR möchte ich die Besatzung der „Hoyerswerda" grüßen. Ich wünsche weiterhin viel Erfolg in ihrem Wettbewerb um das „Beste Schiff".

Maria Claus, Magdeburg

Vorher auf den Hosenboden setzen

Besteht die Möglichkeit, wenn man drei Jahre in der NVA dient, die 9. und 10. Klasse nachzuholen?

Albrecht Pantke, Riesa

Nein, die Anforderungen des militärischen Dienstes lassen dazu keine Zeit.

„Familien-Streit"

Jeden Monat wird die AR von der ganzen Familie mit Ungeduld erwartet. Wer sie zuerst erwischt, gibt sie nicht gern wieder aus der Hand, bevor sie nicht durchgelesen ist.

Rudi Hartmann, Hettstedt

Beruf und Studium gesichert

Ich habe mich als Soldat auf Zeit verpflichtet. Mir ist aber unklar, ob ich nach der Entlassung wieder den alten Arbeitsplatz in meinem Betrieb erhalte und ob meine Dienstzeit auch angerechnet wird.

Unteroffizier Diethausen, Leipzig

Für die Dauer des Dienstverhältnisses als Soldat auf Zeit ruht das Arbeitsrechtsverhältnis. Ihnen darf nicht gekündigt werden. Entlassene Genossen sind in ihrer beruflichen Entwicklung besonders zu fördern; dazu haben die Betriebe mit diesen Soldaten entsprechende Vereinbarungen abzuschließen. Selbstverständlich wird die Dauer des aktiven Wehrdienstes auf die Zeit der Zugehörigkeit zu Ihrem Betrieb angerechnet.

Brand auf der Autobahn

Im September 1966 geriet der Anhänger-Reifen eines unserer Skoda-Lastzüge auf dem Berliner Ring in Brand. Der Fahrer versuchte durch „Schlangefahren" den Reifen abzuwerfen, was jedoch nicht gelang, so daß er anhalten mußte. NVA-Angehörige waren sofort zur Stelle und vermieden ein völliges Abbrennen des Anhängers. Leider kennen wir die Namen dieser Genossen nicht und möchten Ihnen auf diesem Wege noch einmal danken.

VEB Güterkraftverkehr und Spedition, Potsdam

Hohe Anforderungen

Ich habe den Wunsch, Offizier der Volksmarine zu werden. Die polytechnische Oberschule habe ich mit der 8. Klasse abgeschlossen.

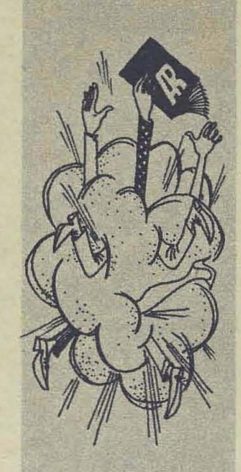
Klaus-Peter Günther, Güstrow

Unsere Offiziersschulen besitzen den Charakter von Fachschulen. Es ist nur möglich, diese nach dem Abitur bzw. nach dem Abschluß der 10. Klasse und mit einem Facharbeiterbrief zu besuchen.

Wo ist Bodo mit dem Buch?

Im Dezember 1965 war ich in Frankfurt/Oder auf einem Funkmechaniker-Lehrgang mit dem Genossen Bodo Schulz zusammen. Leider verlor ich ihn bald aus den Augen. Er hat noch ein Antennenfachbuch von mir. Da wir nicht unsere Anschriften haben, ist das Buch für mich verloren.

H. J. Schubert, Heiligenstadt



Lästiges Gequalme

Im Truppenteil Neuhäuser ist es noch gang und gäbe, daß man während der Mahlzeiten mit Zigarettenqualm belästigt wird. Es gehört eigentlich zur Allgemeinbildung, daß man seinem Nachbarn den blauen Dunst nicht als Nachspeise serviert.

Stabsfeldwebel Liebert, Eisenach

Auch wir sind der Meinung, daß jeder Raucher zumindest bei der Essenseinnahme die Höflichkeit nicht vergessen und in den Speisesälen das Rauchen aus hygienischen Gründen nicht gestattet werden sollte.

Ans Herz gewachsen

Als frischgebackener Soldat ist mir die AR, die ich nun schon 5 Jahre lese, noch unentbehrlicher geworden.

Soldat Schwarze, Cottbus

Ein Lob der Brigade IV

Als ich im November 1965 vom Rangierbahnhof Berlin-Wuhlheide zur Volksmarine ging, wurde ich von der Betriebsleitung feierlich verabschiedet. Seitdem kriege ich zu allen Fest- und Feiertagen von meinen Kollegen der Brigade IV des Meisterbereichs I Post und auch mal ein kleines Paket. Am 7. 10. 66 erhielten sie den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit". Auch hierbei vergaß man mich nicht, ich bekam ebenfalls eine Geldprämie und die hohe Auszeichnung.

Obermatrose Schwarz, Rostock

Vignetten: Klaus Arndt



Scharfer Schuß

Werden bei uns Scharfschützen ausgebildet und in besonderen Einheiten zusammengefaßt?

Dietrich Mildner, Bischofswerda

In der Nationalen Volksarmee werden auch solche Spezialisten ausgebildet, und zwar in den motorisierten Schützenkompanien. In besondere Einheiten sind sie nicht zusammengefaßt.



Gefreiter Klaus Springsfeld fragt: Liegt es nur am Geld, wenn neueste Waffen und Geräte nicht gleich in alle Einheiten der NVA eingeführt werden?

Oberst Richter antwortet

Die Ausrüstung und Bewaffnung der NVA hängt in erster Linie von den Erfordernissen der Landesverteidigung im Rahmen der Warschauer Verteidigungskoalition ab. Sie muß jederzeit die allgemeine militärische Überlegenheit des Warschauer Vertrages über die NATO wahren und ausbauen.

Deshalb ist die Einführung neuer Waffen und Geräte sowohl eine Sorge des Vereinten Oberkommandos wie unsere eigene, als auch ein nationales volkswirtschaftliches Problem. Folglich kann ich Ihre Frage auch nicht so glatt mit einem Ja oder Nein und auch nicht besser beantworten als unser Verteidigungsminister, der sagte: „Die Erfolge der Werktätigen in der Volkswirtschaft ermöglichten es, unsere Teilstreitkräfte und Waffengattungen planmäßig mit moderner Ausrüstung aus dem Import und der Eigenproduktion auszustatten und ausreichend zu versorgen." Gleichzeitig sind wir natürlich bemüht, die Kosten für die Landesverteidigung so niedrig wie möglich zu halten. Der Vorschlag des Genossen Walter Ulbricht in seiner Neujahrsbotschaft, die Rüstungen in beiden deutschen Staaten um die Hälfte zu reduzieren, zielt ja direkt darauf, wenn auch sein Hauptsinn darin besteht, die friedlichen Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten und damit in Europa zu fördern. Das hängt jedoch bekanntlich nicht nur von der DDR ab.

Die Zuführung neuer Waffen und Geräte in die NVA als Teil der Warschauer Verteidigungskoalition erfolgt im Prinzip nach den Plänen des Vereinten Oberkommandos entsprechend der Rolle und dem Platz unserer Armee in der ersten strategischen Staffel dieser Koalition, nach den ihr zukommenden taktischen Einsatzaufgaben. Dabei spielen natürlich der Grad der Bedrohung und andere Besonderheiten eine Rolle.

Etwa nach dem gleichen Prinzip erfolgt die Zuordnung neuer Waffen und Geräte auch innerhalb unserer Nationalen Volksarmee bzw. eines jeden Verbandes. Daß zur Lösung dieser verantwortungsvollen, komplizierten Aufgabe sehr viel Klugheit, Weitblick, Umsicht und Wissenschaftlichkeit gehört, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Es wird Ihnen auch sicher einleuchten, daß die Einführung notwendiger neuer Technik und Bewaffnung ein Prozeß ist, der eigentlich schon seit Gründung der NVA ununterbrochen praktiziert wird und der sich ohne Zweifel auch an der Entwicklung Ihrer Einheit beweisen läßt. Wobei eines erkannt werden muß: Nicht nur das jeweils neueste Modell, sondern unsere gesamte Technik ist modern im besten Sinne des Wortes, d. h. sie befähigt uns, unter heutigen Bedingungen Kampfaufgaben erfolgreich zu lösen.

Das Vorhandene müssen Sie perfekt beherrschen und das Neue mit Bravour meistern, dann sind Sie gut auf die Technik von morgen vorbereitet. Das stellt an Sie und Ihre Genossen hohe Anforderungen.

Etwas möchte ich dabei noch hervorheben: Das Herz unserer Verteidigungskoalition, das sind unsere sowjetischen Freunde – die Sowjetarmee und die sowjetische Verteidigungsindustrie. Sie tragen die Hauptlast an der Entwicklung, Erprobung und Produktion neuer Waffensysteme angesichts des sich in arithmetischer Progression steigernden Tempos der wissenschaftlich-technischen Entwicklung im Militärwesen, obwohl auch wir daran Anteil haben. Stünden wir aber in dieser Frage allein, wären wir volkswirtschaftlich pleite, von der wissenschaftlich-technischen Entwicklung überrollt und vielleicht längst von den Westwölfen gefressen.

Daran sollten Sie auch denken, wenn Sie am 23. Februar den 49. Jahrestag unseres großen sowjetischen Waffenbruders mitfeiern.

Ihr Oberst





GENOSSEN

Eine Erzählung von Rolf-Peter Bernhard

Die Stille des Waldes ist zerbrochen. Grauwolkig kriechen Auspuffgase durch die Kiefernschonung, auch das letzte Getier vertreibend.
Unentwegt wälzen sich die stählernen Schildkröten in den erwachenden Morgen. Was da vor Stunden noch ein verschneiter Weg war, gewechselt von Hase und Reh, ist von den malmenden Ketten gefressen.
Es ist die erste Gefechtsübung, die nun Kilometer um Kilometer auf Kurt Brückner zukommt.
In dieser Nacht hat er nicht schlafen können. War das Poltern der Schienenstöße schuld daran oder das Bullern des Kanonenofens oder das Schnarchen der Kameraden? Immer wieder hatte er versucht, sich mit der nackten Pritsche anzufreunden. Auf den Rücken hatte er sich gelegt, auf die linke Seite, auf die rechte. Schließlich hatte er es aufgegeben und sich zu dem Genossen gekauert, der in der Ofenglut stocherte.
„Du kannst nicht schlafen?"
Brückner hatte den Kopf geschüttelt.
„Die Pritschen?"
Brückner hatte mit den Schultern gezuckt.
„Der Spieß von der ersten Kompanie kann auch nie im Waggon schlafen. Dem nützt auch keine Luftmatratze."
Der Feuerwächter hatte ihm eine „Real" angeboten.
„Aber weißt du, Genosse, wenn du erst richtig müde bist, hundemüde, schläfst du sogar im Stehen. Jeder hat da so seine gefährliche Stunde. Ich habe immer so zwischen zwei und drei zu kämpfen. Schon damals, auf dem Bohrturm. Aber auf Posten stehen und ..."
Der Panzer wälzt sich vorwärts.
In der Nacht das ewige Rummbumm der Schienen, jetzt das eintönige Dröhnen des Motors.
Brückners Kopf fällt gegen die stählerne Wandung ...

●

„Genosse Brückner. Auf rechte Behältergruppe umschalten", schnarrt die Stimme des Fahrers durch den Bordsprechfunk.
Der Motor beginnt zu blubbern.
„Heh! Brückner! Umschalten! Mach' schnell!"
Bis der Kommandant an der Motortrennwand ist und den Hebel herumgerissen hat, ist es schon zu spät. Es ist bereits Luft in der Leitung.
Werner Ewert lenkt den Panzer hart nach rechts. Sieben, acht Kiefern brechen wie Glas.
„Eingeschlafen? Kann alles passieren", meint der Kommandant, so, als tröste er seine Frau, ist ihr der Sonntagskuchen angebrannt.
Kurt Brückner weicht schuldbewußt dem Blick des Unteroffiziers aus.
„Dauert es lange, das Entlüften?" fragt er den Richtschützen. Der schüttelt den Kopf.
„Nur ein Klacks."
Der Fahrer pumpt und pumpt. Aber der Kraftstoff will nicht einfließen.
„Dreck, verdammter", knurrt er.
Das Pumpen nützt nichts.
„David, die Entlüfterschraube muß raus. Aber mach' fix. Ich kutsch' nicht gern im Zwielicht durch eine unbekannte Taiga. Und die Kolonne hat einen mächtigen Zahn drauf."
Jetzt arbeiten die Hände automatisch.
Ein leises Zittern geht durch den Kampfwagen. Der Turm dreht sich. Die Kanone wird nach rechts geschwenkt.
Schon ist auch die Motorluke aufgerissen. David Lammel hantiert an der Einspritzpumpe. Er dreht die Entlüfterschraube heraus ...
Zwei, drei Minuten später sprudelt der Diesel ohne Blasen hervor. Der alte, wenn auch verbotene Tankistentrick hat den Bomber wieder fit gemacht.
„Na, sehen Sie, Genosse Brückner, alles war nur halb so schlimm", sagt der Kommandant und gleitet durch die Luke auf seinen Sitz.
„Vorwärts!"
Ein leises Rucken geht durch den Panzer. Eisfetzen und gefrorene Erdbrocken hinter sich werfend, greifen die Ketten wieder.
Werner Ewert gibt Gas. Er weiß, was er seinem Motor zumuten kann.

●

Der Wind pfeift über den Kahlschlag und fegt die Rollbahn spiegelglatt.
„Ekelhaftes Wetterchen!" Unterfeldwebel Ewert läßt die Luke zuklappen und kriecht zu seinen Genossen.
„Im Sommer eine Sauna, im Winter ein Kühlschrank. Trotzdem, so ein Panzer ist doch etwas reelles. Habe ich recht, Brückner?"
Kurt Brückner schweigt. Noch immer ist er sich selbst nicht gut. Er hat die Zwangspause verschuldet. Er hat nicht aufgepaßt. Er ist eingeschlafen.
Wenn das nun kurz vor dem Angriff passiert wäre!
„Mit denen, die auf einer Fla hocken, möchte ich nicht tauschen", sagt Gefreiter Kaminsky.
„Das sagst du", mischt sich Unteroffizier Lammel ein. „Machen wir uns doch nichts vor. Jeder liebt seine Waffengattung, wie auch jeder seinen Beruf liebt. Und immer glaubt er, er hätte

das wichtigste, das günstigste, das beste erwischt."
„Rück mal eine Zigarette raus, Hugo."
Kurt Brückner guckt den Fahrer an.
„Hast du keine mehr?"
„Aber . . ."
Werner Ewert grinst.
„Meinst du etwa, die Granaten gehen hoch? Als ich damals den Kompaniechef gefahren habe, mußten wir manchmal die Ventilatoren laufen lassen, so turfig war die Luft."
Sie rauchen.
Hauptmann Behrend geht die Kolonne ab, mit ihm kommt der Parteisekretär des Bataillons.
„Unteroffizier Lammel! Lassen Sie Ihre Besatzung antreten!"
Die Männer stellen sich neben dem Panzer auf.
„Was war bei Ihnen los? Warum sind Sie zurückgeblieben?"
„Eine Behältergruppe war leergefahren, Genosse Hauptmann."
„Sieh an. Ich dachte schon, Sie und Ihre Besatzung hätten sich allesamt den Magen verdorben." Eine beißende Ironie. „Nun erzählen Sie mir bloß noch, daß Sie beim Tanken angeschmiert worden sind."
David Lammel erwidert kein Wort.
„Ja, mein lieber Lammel. Gedichtchen schreiben und Geschichtchen, das ist ja ganz schön. Das macht wohl auch mehr Spaß, als mit Ihrem Ladeschützen zu trainieren. Wenn mir das noch einmal passiert, dann . . ."
Stumm kriechen die Männer wieder in ihren Kampfwagen.
„Laß die Ohren nicht hängen, Hugo", beschwichtigt Werner Ewert den Junior der Besatzung. „Ich kenne unseren Chef. Der meint es nicht so."
„Ist schon gut", fügt David Lammel hinzu. Was er aber wirklich denkt, behält er für sich.

●

„Was sollte das, Genosse Behrend?"
„Was?"
„Nun, das mit dem Lammel. Gedichtchen, Geschichtchen . . . Sind Sie etwa dagegen, daß Lammel seine Freizeit vernünftig nutzt?"
„Was heißt hier dagegen. Meinetwegen kann er schreiben, bis die Feder qualmt. Was habe ich davon."
Der Schnee knirscht unter den Stiefeln.
„Bisher hat mich noch nie einer gefragt, ob ich so einen schreibenden Soldaten in meiner Kompanie habe. Selbst für die Kompanieklubs hat sich keiner ernsthaft interessiert. Aber, wehe, es werden die Normen nicht unterboten oder zumindest gebracht, wehe, wir erfüllen das Schießen nur mit einer schwachen Zwei!"
Der Schnee knirscht unter den Stiefeln.
„Ich kann mir nicht helfen, aber ich traue solch einem schreibenden Kommandanten eben nicht viel zu . . ."
„Das Denken überlassen Sie lieber . . ."
„Nein, das habe ich damit keineswegs gemeint."
„Was denn?"
Der Schnee knirscht unter den Stiefeln.
„Mir hat noch mehr nicht gefallen. Sie sind unbeherrscht, Genosse Behrend. Das mit dem Durchfall, das mit dem verpfuschten Tanken, das mit dem umschriebenen Drill."
Der Kompaniechef wirft die Zigarettenkippe in den Schnee.
„Kein Zwang und kein Drill, der eigene Will' . . ."
„Warum werden Sie schon wieder ironisch? Überdenken Sie, was Sie da zitierten. Aber ohne jeden Spott, der eigene Will', darauf kommt es an. Glauben Sie es mir."
Der Schnee knirscht unter den Stiefeln.

●

Mehr als ein Regiment ist diesen Weg gefahren. Die Löcher gleichen Bombentrichtern. Die Motoren heulen. Die Panzer quälen sich durch die zerfurchten Krater.
Schneetreiben.
Zwei Panzer liegen abseits des Weges, einer mitten in einer vereisten Suhle. Der Schlepper ist dabei, ihn wieder herauszuziehen.
„Ich sehe nur noch knapp fünf Meter weit", sagt der Fahrer. „David, passe auf, daß wir nicht aufbrummen, sonst . . .
Aber auch diese Wegstrecke geht vorüber. Auf dem Landweg geht es hurtig voran. Dann kommt eine Brücke, fast schmaler, als die Panzer breit sind.
Kurt Brückner starrt durch den Sehschlitz in die wirbelnde Wand, die sich immer näher vor ihm auftürmt.
Noch zwanzig Meter, noch zehn Meter. Schon rummeln unter den Ketten die Balken.
Geschafft!
Der Motor heult auf.
Das Bachufer ist steil.
Ein Ruck, ein Schlag, ein Knall!
Wenige Meter noch rollt der Panzer weiter. Dann bleibt er stehen.
„Dreck, verdammter!" flucht Werner Ewert. „Links ist der Exzenter hin! Das hat gerade uns gefehlt. Es ist doch zum Kotzen!"
David Lammel weist den letzten Kampfwagen vorüber, dann springt er herunter. Auch Werner Ewert ist herausgeklettert.
„Das gibt eine Schinderei!"
„Das kann man wohl sagen." David Lammel wischt sich mit dem Handrücken den Reif von den Brauen. „Hoffentlich brauchen wir nicht eine Ewigkeit auf den Schlepper zu warten. – Soldat Brückner! Sie übernehmen die Sicherung. Daß mir ja kein Fahrzeug auffährt."
„Sicherung übernehmen. Zu Befehl."
„Wenn das der Alte erfährt, reißt er uns die Haare einzeln aus", knurrt der Fahrer. „Aber los, an die Arbeit. Hauen wir die Kette auseinander."
Das Leitrad ist abgebrochen. Jetzt muß der Stummel heraus. Eine Heidenarbeit.
Sekunden später knarrt der Faulpelz, rastet ein, rastet aus.
Werner Ewert flucht wie sieben Fischweiber.
Endlich ist der Schlepper angelangt.
„Exzenterbruch!" Der Stellvertreter des Offiziers für technische Ausrüstung reibt sich die frostklammen Hände geschmeidig. „Wie wollt



Illustration:
Gerhard Rappus

ihr nachher bloß wieder die Kette raufkriegen?"
„Mach' nicht in Panik, Wolfgang. Wirf uns lieber rasch einen neuen Exzenter runter."
In der Wanne knarrt der Faulpelz.
„Die Marschstrecke ist bekannt?" fragt der TA.
„Ja", antwortet der Kommandant und wiederholt sie.
„Gut. Also, schmeißt den Exzenter rein und dann nichts wie nach. Wir fahren als zweite Staffel. Ihr werdet schon noch den Anschluß herstellen."
David Lammel geht auf Funk.
„Schwalbe zwounddreißig ausgefallen. Exzenter."
Der Schlepper verschwindet in der Schneewand. Ein Weilchen noch hören die Männer das Scheppern der Ketten. Dann ist es still.

●

„Zwounddreißig? Das habe ich mir doch gedacht! Wieder dieser Lammel! Verflucht! Dieser Kerl raubt mir noch die letzten Nerven."

OBERLEUTNANT BREUER

Auf daß die Kinder...

Auf daß die Kinder Kinder bleiben,
unbeschwert in ihrem Spiel
und sich früh nicht alt schon zeigen,
lachen, lernen und die Zeit vertreiben –

trag ich mein Gewehr!

Auf daß die Felder immer blühen
und der Wind die Ähren wiegt,
Mädchen froh zum Tanze ziehen
und der Burschen Augen sprühen –

trag ich mein Gewehr!

Auf daß Fabriken neu entstehen
und der Stahl für alle fließt,
die Menschen frei zur Arbeit gehen
und sich achtend gut verstehen –

trag ich mein Gewehr!

Auf daß sie lernen, diese Leute
mit dem Kriege im Gesicht:
Unser Land wird niemals Beute
der aufgefrischten Hitlermeute –

dafür trag ich mein Gewehr!

Auf daß Atome nicht zerstieben,
was des Menschen Geist erdacht,
auf daß im Blau nicht Bomber fliegen,
nicht Kinder unter Trümmern liegen –

dafür stehen wir auf Wacht.

Hauptmann Behrend ist ungehalten. „Wo ist denn das passiert?"
„Kurz hinter der kleinen Brücke, Genosse Hauptmann, dort, wo das einzelne Gehöft steht", antwortet der TA-Stellverteter.
„Das ist ja herrlich. Wenn schon einmal ein Panzer ausfällt, dann natürlich mitten im Dorf, direkt vor der Kneipe."
„Genosse Hauptmann . . ."
„Ach was, den Panzer kann ich abschreiben. Dieser Lammel schafft es doch nie, noch zur rechten Zeit hier zu sein. Ha!" Nervös saugt der Kompaniechef an seiner Zigarette.
„Genosse Hauptmann, der Unterfeldwebel Ewert ist einer der besten Fahrer des Truppenteils."
Wolfgang Krasemann gibt nicht auf, die Genossen von Schwalbe zweiunddreißig zu verteidigen.
„Bester Fahrer? Das sieht man ja. Möchte bloß wissen, wer ihm die ‚Quali zwo' abgenommen hat."
Auch Sie, möchte Unterfeldwebel Krasemann am liebsten erinnern.
Was hat der Chef gegen David Lammel? Der David trinkt nicht, raucht nicht, macht keine Vorkommnisse. Mit der MPi schießt er besser als sein Zugführer, über die Sturmbahn geht er schneller als die meisten Unteroffiziere . . .
„Fahren Sie zu Lammel. Helfen Sie den Männern. Sorgen Sie mir dafür, daß der Panzer in einer Stunde hier ist. Verstanden?"
„Jawohl", antwortet Wolfgang Krasemann.

●

Die Hände sind steifgefroren. Sie haben kein Gefühl mehr.
„Immer mit der Ruhe, Männer", keucht David Lammel. „Raucht erst mal eine."
Den Exzenter, das scheibenförmige Teil, das die kreisförmige Bewegung der Kette in eine gradlinige umzuwandeln hat, einzuwuchten, war längst geschehen. Aber dann begann die Quälerei. Die Kette wollte und wollte sich nicht schließen lassen.
„Was hat eigentlich der Alte gegen dich?" fragt Werner Ewert unvermittelt.
„Wieso?"
„Na, nun mach mal 'nen Punkt. Auf der Rollbahn . . ."
„Bist du nicht mal sein Fahrer gewesen?"
„Bin ich."
„Damals war er ruhiger?"
Ewert nickt eifrig.
„Damals war auch noch sein Magen in Ordnung."
„Ehrlich, das verstehe ich nicht. So unbeherrscht sein, das kann doch nichts mit 'ner Magensache zu tun haben. Das ist doch, wie man so sagt, eine Charakterschwäche."
David Lammel winkt ab.
„Meinetwegen auch das. – Neulich gab es so eine Blitzmaßnahme. Die betraf auch mich.

Fortsetzung auf Seite 64

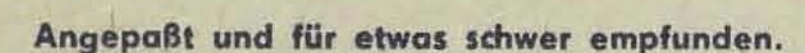
Fotografiert und erzählt
von Unteroffizier der Reserve Peter Fiebig



Drei unter einem Helm



Junge, Junge, was wird uns hier wohl erwarten?!



Angepaßt und für etwas schwer empfunden.



„Befehl ausgeführt, Genosse Kompaniechef!" Der Bildreporter der „Neuen Berliner Illustrierten" und einer Truppenzeitung entlastet hiermit sein Gewissen. Die letzten Wochen habe ich kaum ein Auge zugemacht. Schließlich ist es kein Pappenstiel, wenn eine ganze Einheit die „AR" abbestellen will, falls... ja, falls ich nicht in der „AR" nachweise, daß ich mit geladener Kamera einige gut getroffene Schnappschüsse schoß, während die anderen – oft auch geladen – für mich mit unsere Stube auf Hochglanz brachten...

Angefangen hatte es mit einer Überraschung am Geburtstag meiner Frau: Der Einberufungsbefehl. Und so zog ich kurz darauf mit 10 000 Gramm Linsen, Filmen und Teleröhren ins aktive Reservistendasein.

Anfing es auch dort mit einer Überraschung. „Ich habe eine Frage, Genosse Unteroffizier", sagte während der ersten Ausbildungsstunde ein ganz ‚Junger', d. h. noch nicht gedienter Reservist zu unserem Ober-



Einheitlicher ging's anfangs nicht. ◀

Bild rechts oben: Schuß aus dem Hinterhalt! (Diesmal nur von der Optik entdeckt)

Die Braut des Soldaten oder Kosmetik nach Männerart. ▼

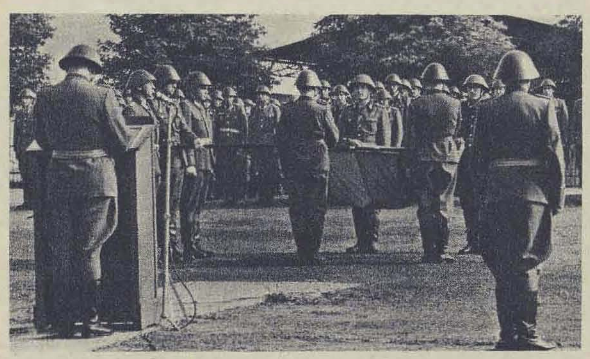
leutnant. „Genosse Funker, der Unteroffizier steht dort, ich trug diesen Dienstgrad vor acht Jahren." „Entschuldigen Sie bitte, Genosse Oberoffizier." – Auch fertige Soldaten fallen nicht vom Himmel!

Da stand ich mit meiner Kunst, als Ausbilder, Fotograf und Schüler zugleich. Vor Jahren, während meines Wehrdienstes, war das einfacher. Viel Neues gibt es: verbesserte Ausrüstungen, die jedes echte Funkerherz höherschlagen lassen; neue Lehrmethoden, die ich jetzt beachten muß.
Die drei Fiebigs mußten sich ganz schön auf die Hosenböden setzen, um alle unter einen Helm zu bringen! Doch lernen mußten alle Genossen – auch Ingenieure und Diplomingenieure ‚vom Fach'. Sie hätten sich gar zu gern mit dem Nervensystem hinter der Frontplatte

unserer Stationen beschäftigt, und wenn es nach Dienst gewesen wäre. An erster Stelle stand aber, die schnelle Einsatzbereitschaft zu erreichen. Bei der großen Abschlußübung wurde sie dann auch bestens demonstriert.

—

Vor den Erfolg ist der Schweiß gesetzt. Und vor das Foto in der Zeitung nicht nur das ‚Knips'. Als Wasserträger hatte ich mein fahrendes Labor per Gummieimer ständig mit fließendem Wasser zu versorgen, damit unsere Kampfzeitung auch die neuesten Fotos veröffentlichen konnte. Hier war ich Fotograf, Wasserträger, Laborant und Drucker in



Ein feierlicher Augenblick



Wie kostbar Wasser sein kann, erfuhr manch einer erst auf der Ubung.



Unzählige Handgriffe sind notwendig, um diesen 30 Meter hohen Stahlgittermast zu errichten. Und schnell muß es auch gehen.



einer Person – für die Auflage unserer Zeitung von 20 Stück, die innerhalb der Züge kursierten. 20mal 5 Fotos wurden vergrößert und eingeklebt. Man stelle sich dieses Verfahren bei der NBI mit ihren 800 000 Stück vor! Ich hätte lebenslänglich (zu kleben) gehabt.

„Dieses Bild brauchen wir!" Ich drückte auf den Auslöser und hatte den Verstoß gegen die Kfz.-DV 17/8 auf ewige Zeit konserviert. Wie eine Klette (das heißt unvorschriftsmäßig, weil gefährlich) hing der Genosse Battefeld an einem fahrenden LKW, auf den er gerade aufgesprungen war. Plötzlich hinter mir ein Rufen: „Das Bild ist nichts geworden, das Bild ist nichts geworden. Der ist doch aus unserer Einheit, der Battefeld ist doch sonst so fleißig." Ein Unterleutnant der Reserve versuchte mit seiner Stimme das Getöse unseres GAS zu übertönen. Mit seiner ES fuhr der auf unseren guten Ruf Bedachte dicht hinter uns – eigentlich auch schon ein Verstoß gegen die DV. Nichts geworden? Ein Angriff auf meine Berufsehre! Und sollte ich den Genossen Hauptmann beschwindeln? Das Bild erschien. Ich weiß auch, daß Genosse Battefeld inzwischen die DV 17/8 gelernt hat. Ob er mir auch verziehen hat?

Sachen gibts, die gibts gar nicht! Plötzlich stand meine Frau vor der Kaserne. An einem Wochenende um die Mittagszeit! Sie mußte warten. Eine Stunde, anderthalb Stunden... Dann marschierte ich los. Genosse Hauptfeldwebel, kann ich nicht..., darf ich nicht... meine Frau usw.? Siegessicher präsentierte ich das Zimmer meiner Gruppe – Fußboden tipptopp, alle Schränke aufgeräumt. Doch mit des Geschickes Mächten... Schnarchte da nicht jemand? Hinten, an der Wand ragten zwei Stiefel über die Kante des oberen Bettes. Mir wurde es fast schwarz vor Augen.
Im gleichen Augenblick schrak der Schläfer hoch. Ein Satz – und er stand eingerahmt in einem Hocker, die Hand salutierend am unbedeck-

◀
Muskelkraft statt Motorkraft

▶
Bild rechts außen: Zum 313. und letzten Mal unser Marschlied „Der Pawel aus Moskau..."

Kopfhörer statt Kopfkissen (Oft gab die Zigarette den letzten Impuls)

ten Kopf: „Genosse Hauptfeldwebel, sie befinden sich am Schrank des Soldaten Langheinrich.“ Er hatte glatt verschlafen, als seine Kameraden den Flur schrubben gingen. Meine Frau sagte dann so etwas wie: „Das kannst du deiner Oma erzählen.“

Das geschah so alles ganz am Rande. Die anderen Seiten eines Reservistendienstes kennt Ihr ja alle selbst am besten aus eigner Erfahrung. Es war nicht immer nur lustig, und manchmal waren wir froh, wenn wir ermattet abends in die Betten fallen konnten. Aber Spaß hat es doch gemacht!

Und zum Schluß noch eine Rechtfertigung: Böse Zungen behaupten, ich hätte mich immer mit der Kamera getarnt, wenn Stubendienst angesetzt war. Dabei habe ich nur am vorletzten Tag nach dem Standort des Ascheeimers gefragt. Ich habe dann aber sogar einmal alle Fenster geputzt. Gefreiter Köpke hat mich dabei mit meiner Kamera fotografieren müssen. Dieses Bild fehlt in meinem Bericht – es ist aber auf Wunsch bei mir anzusehen. Nur meine Frau darf es nicht in die Hände bekommen, sonst kommt sie noch auf dumme Gedanken ...





Über die Schwierigkeiten beim Umgang mit uns

Von Nationalpreisträger HERMANN KANT

Wenn ich die Redaktion recht verstanden habe, erwartete sie eher einen politischen Aufriß oder gar eine geschichtliche Analyse der Stimmen unserer Gegner zwischen dem VI. und dem VII. Parteitag der SED. Ich bin aber weder Historiker noch Politiker, obwohl . . .
Ich muß natürlich zugeben, daß in einem sozialistischen Lande die Berufsbilder von Politikern und Historikern einerseits und Schriftstellern andererseits zueinander etwas verschwimmende Grenzen haben, aber dennoch gibt es da präzise Unterschiede. Haben Politiker und Historiker vornehmlich mit scharf umrissenen meß- und zählbaren Tatsachen zu tun, so spielen bei meiner Tätigkeit nun einmal Phantasie und Erfindung eine Vorzugsrolle. Daß unsereins denkt, wird als selbstverständlich vorausgesetzt, zusätzlich erwartet man aber von ihm, er möge sich gefälligst auch etwas „ausdenken".
Nun hat aber das Thema, über das ich mir hier Gedanken machen soll, mit Denken ebenso zu tun wie mit „Ausdenken", mit Realität ebenso wie mit Phantastik, in ihm steckt, um einen Ausdruck des englischen Philosophen Herbert Spencer zu benutzen, die „Tragödie von der Ermordung einer schönen Theorie durch eine Bande brutaler Fakten".
Nun, ein Zitat paßt nie so ganz. Zum Beispiel sehe ich nicht viel Schönheit an der Theorie von der Nichtexistenz der DDR, und ob ihr Dahinsterben nicht doch eher den Stoff zu einer Komödie denn einer Tragödie abgibt, ist kaum noch eine Frage. Müßte ich den Inhalt des in Rede stehenden Theaterstückes in einem Satz zusammenfassen, so könnte ich etwa sagen: Gezeigt werden zwei Parteien, deren eine immerfort behauptet, die andere sei nicht vorhanden, wodurch sie freilich ständig in ärgere Klemmen gerät, dieweil die andere Partei nicht zuletzt dank dieses Geredes immer existenter wird.
So gesehen, verrät das Stück deutlich komischen Charakter; aber leider kann man es so allein nicht sehen. Denn die These vom Nichtvorhandensein der DDR geht auf Wunschdenken zurück, und in diesem Wort stecken hier nun einmal nicht nur falsches Denken, sondern auch üble Wünsche.
Die Behauptung: „Es gibt keine DDR!" ist nur eine Verkleidung des brennenden, haßerfüllten Wunsches, es möge sie nicht geben. Und wer so etwas im Kopfe hat, sinnt auch auf Mittel, das Gewünschte zu erreichen. Jedoch sollten wir versuchen, sie zu verstehen. Ja, ich möchte geradezu um Verständnis für sie bitten. Wir haben ihnen etwas fortgenommen, diesen Verdrängten und Vertriebenen, Enteigneten und Beraubten, Entrechteten und Entmächtigten, und sie möchten es wiederhaben – nichts verständlicher als das.
Wir haben den Gutsbesitzern den Boden fortgenommen, den sie – war es nicht so? – im Schweiße ihres Angesichts und bis ins Herz hinein selbstlos bestellt hatten.
Wir haben den Monopolisten die Fabriken genommen, in denen sie – war es nicht so? – zu unser aller und niemandes anderer Nutz und Frommen von früh bis spät an den Maschinen gestanden haben.
Wir haben Hitlers Generälen die Kommandogewalt geraubt, die sie doch nur – war es nicht so? – zu unserem und anderer Völker Heil und Segen innehielten.
Wir haben den braunen Richtern ihre Sessel entzogen, auf denen sie immer nur gesessen haben, auf daß das Volk zu seinem Rechte käme. Oder nicht?
Wir haben den faschistischen Zeitungsbesitzern, Rundfunkdirigenten (von denen hieß übrigens einer Kiesinger) und Filmchefs Schreibmaschinen, Mikrophone und Kameras entrissen, obwohl die Wahrheit und nichts als die Wahrheit Ziel ihres Strebens gewesen ist. Oder nicht?

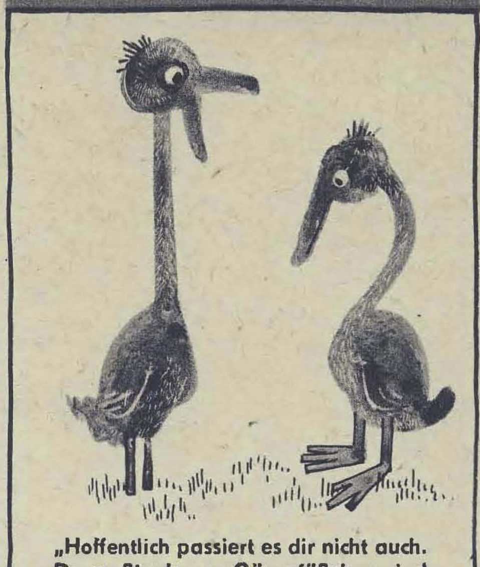


Nun dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie uns böse sind. Nur, darüber wundert sich ja auch kaum noch jemand. Schon eher verwundert viele, mich etwa, wie blödsinnig sie sich anstellen in all ihrer Wut. Diese Bourgeoisie da, so sollte man denken, ist schließlich die gleiche, die es durch genaues Hinsehen, Berechnen und Abwägen immerhin zu etwas gebracht hat. Richtiges Ausbeuten wollte gelernt sein, und diese deutsche Bourgeoisie hatte es gelernt; sie hatte es, wo es ums Profitmachen gegangen war, zu Spitzenleistungen gebracht, und ohne einen enormen Aufwand von Verstand und Schläue war das nicht zu machen gewesen.

Und nun, in der Konfrontation mit der DDR, führt sie sich so dumm auf, daß einen manchmal schon das Erbarmen packen möchte. Ich glaube, wenn diese Herrschaften sich so außerordentlich einfallslos gegenüber einem Volksstaat benehmen, so muß das wohl vor allem an diesem Staate liegen. Es ist wohl so: Wir gehen ihnen nicht in den Kopf. Wir sind ihr braves Volk nicht mehr. Wir haben ihnen gesagt, daß sie entbehrlich sind, und wir haben es ihnen gezeigt. Wir sind ein so gräßlich-schlagender Beweis für ihre Entbehrlichkeit, daß sie ins Schielen kommen, wenn wir ihnen ins Auge geraten. Es ist da etwas von jener Autosuggestion im Spiel, die sich einstellen soll, wenn man nur lange genug vor sich hin flüstert: „Der Schmerz läßt nach!"

Eingebildete Schmerzen lassen sich so vielleicht lindern, wirkliche kaum, und Tatsachen wollen nicht aus der Welt, nur weil man von ihnen behauptet, sie seien nicht vorhanden.

Die DDR hat sich herumgesprochen, die DDR spricht sich weiter herum. Sie spricht sich durch Taten herum. Die Theorie von unserem Nichtvorhandensein zerbröckelt mit jedem Faktum, das wir ihr entgegensetzen. Wo sich eine Theorie allmählich zu einem sturen Grundsatz versteift, spricht man von einer Doktrin, in unserem Fall von der Hallstein-Doktrin.



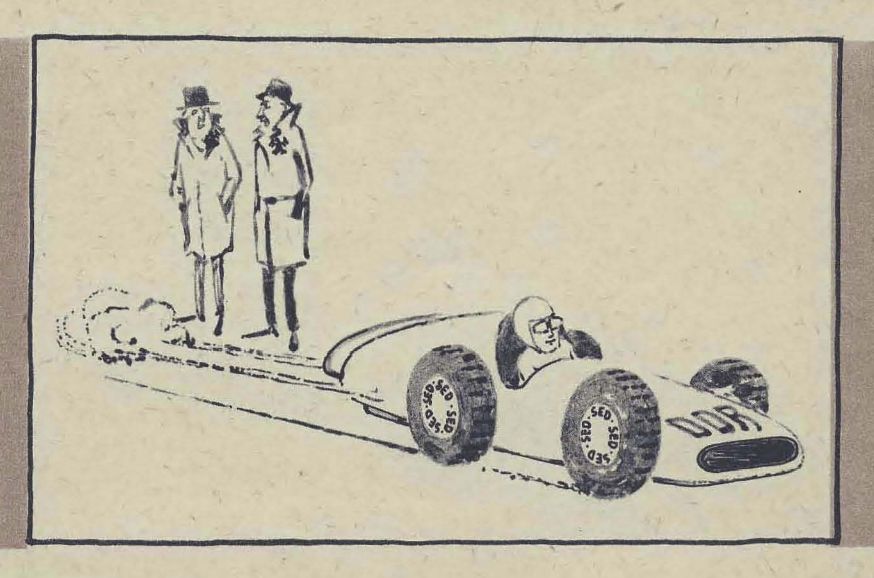
„Hoffentlich passiert es dir nicht auch. Du mußt wissen: Gänsefüßchen sind in Bonn sehr stark gefragt."

Meistens überleben die Doktrinen ihre Erfinder; hier wird es anders sein. Während Herr Hallstein noch irgendwo. in Brüssel glaube ich, einen Vorsitz führt, hat sich seine famose Richtlinie schon zu einem sperrigen und mehrfach geknickten Unding verformt.

Das drückt sich nicht zuletzt in wechselnden Vokabeln aus. Aus der Nichtexistenz ist inzwischen die Nichtanerkennung geworden; von der Weigerung vor dem Gedanken an eine

„Gut geht das Geschäft – es lebe die Hallstein-theorie!"

Zeichnungen: Klaus Arndt



„Beachtliches Tempo – aber ohne Räder käme der Motor auf höhere Drehzahlen."

De-jure-Anerkennung munkelt man sich langsam zu der schmerzlichen Erwägung einer verschämten De-facto-Anerkennung hinüber; aus der „Zone“ ist über die „sogenannte DDR“ und die „DDR“ in Gänsefüßchen jetzt mancherorts schon die „sogenannte sogenannte DDR“ geworden, und zuweilen trifft man gar auf die DDR ohne jeglichen Zusatz; und obschon die Regierung der DDR immer noch nicht als eine solche zur Kenntnis genommen werden soll, bereitet man sich inzwischen auf Gespräche mit wenigstens den „Fachministern“ vor.

Und von unseren Erfolgen sagt man längst nicht mehr, es gäbe sie nicht; man sagt jetzt: Doch, es gibt sie schon, es gibt sie sogar in erstaunlichem Maße, aber, bitteschön, dies sind letztlich nur Ereignisse puren deutschen Bürgerfleißes, es sind beileibe nicht Erfolge wegen der SED, im Gegenteil, es sind Erfolge gegen die SED!

Am Rande sei vermerkt, daß dieses „Nicht-wegen-der-sondern-gegen-die-Partei“ ein nachgerade uralter Hut ist, und wer immer hier im Lande eine anständige Arbeit leistet, darf sich nicht wundern, wenn er bemerkt, daß man dabei ist, ihm diese verbeulte Kopfbekleidung aufzuziehen. Sogar Schriftstellern kann das passieren. Wenn zum Beispiel ich mir ansehe, was alles von einem bestimmten Teil der westdeutschen Presse über meinen Roman „Die Aula“ an Mutmaßungen laut geworden ist, so finde ich darunter eine Menge Verlautbarungen, die mich nur darum nicht kichern machen, weil ich sie nun wirklich nicht mehr originell finden kann. Und dennoch muß man manchmal einen Augenblick die Luft anhalten, wenn man aus der Zeitung erfährt, daß man, Parteimitglied seit siebzehn Jahren und Parteifunktionär beinahe genau so lange, in Wahrheit ein finsterer Rebell, ein „Regimeanbohrer“ und Umstürzler ist und ein ganz anderes Buch geschrieben hat, als man glaubte geschrieben zu haben. Aber bevor ich dazu komme, mich zu ärgern, sage ich mir: Wenn die sich soviel Mühe geben, das Buch in sein Gegenteil zu verkehren, so wird ihnen der Roman eben so, wie er wirklich ist und gemeint ist, nicht gefallen — und das freut mich gar nicht wenig.

Wie gesagt, das Ganze hat einen komischen Anstrich, und wäre da nur diese überanstrengte Wortakrobatik, so könnten wir wohl lachen. Jedoch, wir haben es nicht nur mit täppischen Blindekuhspielern zu tun und keineswegs mit Mitleid erregenden Spät-Don-Quichotes. Es handelt sich da um einen machtgierigen Klüngel, der nur solange komische Worte macht, wie er rechnen muß, daß er mit blutigen Taten nicht durchkommen wird.

Daß er so rechnen muß, steht bei uns, bei jedem einzelnen von uns! Ein jeder von uns ist ein Stück Existenz der DDR, und diese Existenz ist um so unanfechtbarer, je gewissenhafter wir alle unsere Arbeit tun.

Natürlich sollten wir dabei jenen Zuwachs an Einsicht nicht unterschätzen, den wir heute in Westdeutschland beobachten können. Auch das meinte ich, als ich sagte, die DDR habe sich herumgesprochen; man weiß dort heute weit mehr von uns als gestern noch, und man weiß oft auch schon das Richtige. Daran haben wir alle unseren Anteil, ob wir nun Staatsmänner sind oder Handelsleute, Soldaten oder Bauern, Tuchweber oder Schriftsteller.

Ich möchte dazu eine kleine Geschichte erzählen, die zwar den Nachteil hat, daß ich selbst in ihr ganz gut aussehe, dafür aber den Vorteil bietet, auf lustig-episodeske Weise eine Entwicklung anzuzeigen.

Irgendwann im letzten Frühjahr war ich bei Diskussionen in Westdeutschland darauf verfallen, Gesprächspartner, die sich darauf versteiften, die DDR als „Zone“, „Sowjetzone“, „Mitteldeutschland“ oder ähnliches zu bezeichnen, mit der Anrede „Herr Puhmeier“ zu belegen. Das ging dann immer ungefähr so zu, wie einmal in Frankfurt, wo es zufällig einen Bundeswehroberleutnant traf. Er hatte es sehr mit der „Zone“, und so sagte ich mehrfach „Herr Puhmeier“ zu ihm. Zuerst merkte er nicht einmal, daß er gemeint war; er drehte nur irritiert den Kopf nach einem vermeintlichen Hintermann, als aber das Publikum immer heftiger lachte, begriff er wenigstens halbwegs und sagte indigniert: „Meinen Sie mich? — Ich heiße doch gar nicht Puhmeier!“ Ich sagte, das wollte ich schon glauben, nur hätte ich den Eindruck gewonnen, es komme ihm nicht so darauf an, wie etwas heiße, und da solle es mir auch nicht so darauf ankommen. Das Gelächter seiner Mitbürger ging ihm so auf die Nerven, daß er nach einer Weile gequält erwiderte: „Gut, ich verstehe. So will ich also für diesen Abend DDR sagen — aber nur als Arbeitshypothese!“

Wie gesagt, im Saal war man erheitert. Aber, und das will ich mit dieser Geschichte sagen, vor ein paar Jahren noch wäre ich mit der Sache nicht durchgekommen. Es hätte, ich weiß das aus Erfahrung, ein Mordsgeschrei gegeben, und wahrscheinlich wäre ich aus dem Raum geflogen, und das wäre das Ende der Diskussion gewesen. Heute zieht sich eher jener den Unmut der anderen zu, der an den Relikten aus der Hallstein-Zeit festhalten will.

Aber — und darüber sollten wir uns keiner Täuschung hingeben — die Widerstände sind noch groß genug. Was offiziell in Bonn ist, wird sich nicht an uns gewöhnen können. Das ist das Allermindeste, womit wir zu rechnen haben. Und wenn in der nun gerade mühsam zusammengebastelten Regierung von einer Neuorientierung der „Ostpolitik“ geredet wird, so sollten wir uns genau ansehen, wer da redet. Ob Altnazi Kiesinger oder Altspalter Wehner — die Unterschiede sind geringfügig; was sie vereint, ist die Feindschaft gegen uns.

Im Grunde sollten wir fortführen, was wir bisher gemacht haben: Wir sollten unsere Ziele klar ausmachen und uns dann auf den Marsch begeben, gelassen und wachsam, selbstbewußt und auf der Hut, friedfertig, aber zur Verteidigung bereit.





Unsichtbare FESTUNGEN

Viele bittere Erfahrungen mußte die amerikanische Okkupationsarmee in Südvietnam schon machen. Modern ausgerüstete Söldner, die gewohnt waren, mit kleinen Völkern kurzen Prozeß zu machen, stecken heute selbst Schlappe auf Schlappe ein. Und rächen sie sich dafür in der typischen Manier imperialistischer Mordbrenner an Frauen, Kindern und Greisen, so bringt ihnen das keineswegs militärische Vorteile, wie sie vielleicht annehmen mögen, sondern trägt ihnen neben dem vervielfachten Haß eines zum äußersten Widerstand entschlossenen Volkes Zorn und Verachtung in der ganzen Welt ein.

Eines der größten Ärgernisse für das US-Besatzungsheer und die einheimischen Ky-Truppen ist die ungeheure Beweglichkeit der Befreiungsarmee, die jedem massierten Angriff der Okkupanten rechtzeitig ausweicht, um dann selbst überraschend zur Offensive überzugehen. Unter Leitung der Nationalen Befreiungsfront Südvietnams wurden Tausende „Festungsdörfer" angelegt, die eine geschlossene Abwehrfront zur Verteidigung der befreiten Gebiete bilden und zugleich eine ständige Bedrohung für die einstweilen noch vom Feind kontrollierten Gebiete darstellen.

Die Erfahrungen aus zwei Widerstandskriegen haben die Bevölkerung im Süden gelehrt, daß der beste Schutz für Leben und Eigentum ihr fester Wille ist, ihre Reisfelder zu behaupten und auch die kleinste Ansiedlung in eine Festung zu verwandeln.

In einem Festungsdorf wird der Kampf in vielerlei Hinsicht sorgsam vorbereitet. Befestigte Unterstände entstehen – vor und hinter den Häusern, seitlich der Wege, auf den Feldern. Sofort, wenn man aus dem Hause tritt, findet man Schutzgräben, die sich durch das ganze Dorf ziehen. Dazu kommen unterirdische Laufgräben, die miteinander verbunden sind, und die der Feind besonders fürchtet, weil sie ihn überraschenden Gegenaktionen aussetzen. Will er diesen dann ausweichen, so läuft er Gefahr, in verdeckte Bambusspieße, Minenfelder oder Fallgruben zu geraten.

In vielen dieser Dörfer steht kein Stein mehr auf dem anderen; Bomben, Granaten und Flam-

menwerfer legten Hütten und Häuser in Schutt und Asche – aber dennoch existieren diese Orte nach wie vor, leben, arbeiten und kämpfen in ihnen Menschen.

Für die Festungsdörfer gibt es natürlich kein einheitliches Muster. Ein Flußdelta, Sumpfgebiete, Wälder und Gebirge bringen je nach der Geländebeschaffenheit und der örtlichen „Feindlage“ jeweils einen eigenen „Baustil“ hervor.

Mit Bauern aus dem Kreis Cu-chi, der von den Amerikanern in ein Gebiet der verbrannten Erde verwandelt wurde, unterhielt sich darüber der bekannte australische Journalist Wilfred Burchett. Die Menschen leben dort unter der Erde, ihre Straßen und Wege sind Gräben und Tunnel.

„Diese Tunnel“, so erzählte einer von ihnen, „ziehen sich bei uns Hunderte von Kilometern in alle Richtungen, verbinden Unterkünfte, Dörfer und sogar Kreise ...

Wenn der Feind mit uns in unmittelbare Berührung kommen will, muß er uns in die Tunnel folgen, in die Zone unserer rechtzeitig vorbereiteten Stellungen, wo wir jeden Winkel kennen. Hier können wir ungehindert manövrieren, den Gegner von der Flanke her umgehen und ihn von gedeckten Stützpunkten aus angreifen, danach verschwinden und ihn immer wieder angreifen ...

Alle paar Meter gibt es in das Grabenprofil eingelassene und gedeckte Schützenstände. Nur diejenigen, die hier leben und kämpfen, wissen, wohin die Gräben führen und welcher Stand den Eingang zu einem weiteren Tunnelsystem bildet ...

Wenn notwendig, verbergen wir uns in den unterirdischen Gängen ... In diesem Fall verläßt die Bevölkerung das betreffende Gebiet durch die Tunnel und kehrt nach Abzug des Gegners wieder dorthin zurück.“

Gegenwärtig spielt sich in vielen dieser Festungsdörfer das Leben hauptsächlich unter der Erde ab. Es gibt unterirdische Schulen, Polikliniken Werkstätten und Wohnungen. Millionen von Arbeitstagen wendeten die Menschen in den befreiten Gebieten auf, um Schützengräben und unterirdische Tunnel anzulegen, von denen manche bis zu zehn Meter tief unter der Erdoberfläche verlaufen. Man sagt, daß die Einwohner Südvietnams heute mehr Wert auf einen befestigten Unterstand legen als auf ein eigenes Haus.

Es wird die letzte und bitterste Erfahrung der amerikanischen Okkupanten in Vietnam sein, daß ein Volk, das sich mit solcher Entschlossenheit auf den Krieg einrichtet, niemals zu besiegen ist. *B-t*

Bild oben links: Bei Angriffen der Okkupanten auf die befreiten Gebiete Südvietnams geht jeder Einwohner, der eine Waffe führen kann, in den Kampf.



Diese Eisengießerei im Dschungel verfügt nicht über die modernste Technologie; dennoch ist sie eine der Waffenschmieden der Befreiungsfront.



Prüft Wasser

Ein neuartiges und handliches Gerät, mit dem die Konzentration radioaktiver Stoffe im Wasser gemessen werden kann, wurde von Mitarbeitern des Physikalischen Instituts in Sofia konstruiert. Der elektronische Teil des Prüfgerätes ist volltransistoriert.

Strahlenschirm

Sowjetische Physiker halten es, einer Meldung von TASS zufolge, schon jetzt für real, Piloten bei Höhen- und kosmischen Flügen mittels elektromagnetischer Felder vor Strahlungen zu schützen. Die elektrostatische Anlage bildet vor dem Flugkörper gleichsam einen unsichtbaren Magnetschirm, der die geladenen Teilchen auffängt. Die Anlage ist bedeutend leichter als die gegenwärtig noch benutzten Abschirmungen aus Stahlplatten.

Vierlings-Fla-SFL in Polen

Wie aus der polnischen Armeezeitung „Zolnierz Polski" hervorgeht, ist die Truppenluftabwehr der polnischen Volksarmee mit der modernen sowjetischen Vierlings-Fla-SFL ausgerüstet worden. Das Gerät trägt die Bezeichnung ZSU-23-4, besitzt ein elektronisches Feuerleitgerät, das der Waffe eine hervorragende Treffgenauigkeit verleiht. Hauptsächlicher Verwendungszweck ist das Bekämpfen von Tieffliegern und Hubschraubern.



Licht-Fasern

Synthetische Fasern, die über weite Strecken Licht übertragen können (so wie man durch Kupferdrähte Strom leitet), entwickelte der Chemiekonzern Du Pont. Ein in die Faser eintretender Lichtstrahl wird so gebrochen, daß er nicht wieder nach außen treten kann, sondern im Inneren der Faser entlangläuft. Dabei überwindet er selbst Biegungen und Krümmungen. Der neue Lichtleiter vermag z. B. auf dem Armaturenbrett von Kraftfahrzeugen oder auf Übersichtskarten in Kommandozentralen beliebig viele Lichtpunkte aufleuchten zu lassen, die von einer einzigen weit entfernten Lichtquelle gespeist werden.

Kugellager ohne Kugeln

Die „Svenska" Kugellagerfabrik in Göteborg produziert neuerdings „Spiralspurlager", bei denen an Stelle der Kugeln oder Rollen spezielle Schmiermittel als gleitendes Element dienen. Durch eine spiralförmige flache Spur in einer der beiden Gleitflächen wird das Schmiermittel aus der Spur zwischen die beiden Gleitflächen gedrückt, sobald das Lager bewegt wird. Dadurch entsteht ein trennender Film mit Gleiteffekt.

Scheibenwischer überflüssig?

Mit einer wasserabweisenden Paste erreichten kanadische Chemiker, daß die herkömmlichen Scheibenwischer an Kraftfahrzeugen überflüssig werden. Die durchsichtige, glasklare Paste bleibt beim Verreiben auf der Windschutzscheibe fest haften und braucht nur etwa alle drei Wochen erneuert zu werden.

Abwurf in Schaum?

Eine in „Moltopren", einem neuen Schaumstoff der Bayer-Werke Leverkusen, verpackte Fernsehbildröhre wurde von einem Flugzeug abgeworfen und blieb völlig unversehrt. Die günstigen Eigenschaften des neuen Schaumstoffes sollen auch für Aufgaben der Luftversorgung und der Luftlandung nutzbar gemacht werden. Eine 10 cm dicke Platte aus „Hartmoltopren" soll durch ihre Isoliereigenschaften den gleichen Wärmedämmwert aufweisen wie eine 1 m dicke Ziegelwand.

Plaste statt Alu

Viermal widerstandsfähiger als glasfaserverstärkte Kunststoffe und zweimal fester als die besten Alu-Legierungen sollen hitzebeständige Plaste aus England sein. Die Kunststoffe werden mit Kohlestoff-Fasern armiert, deren Reißfestigkeit mit 220 kp je mm^2 angegeben wird.

Vorerst Fehlstart

Die Flugerprobung des von westdeutschen Konzernen konzipierten senkrechtstartenden Düsenjägers VJ 101-X 2 und des ebenfalls als Senkrechtstarter geplanten Transporters VC 400 ist vorerst nicht möglich, berichtet der „Spiegel". Dahinter wird eine Konkurrenzmaßnahme amerikanischer Konzerne vermutet.

11 Mp auf Luftkissen

Das französische Luftkissenschiff „N-300", das vor der Erprobung steht, wird lt. Projektierung bei einer Geschwindigkeit von 90 km/h und einem Aktionsradius von 200 km insgesamt 11 Mp Nutzlast befördern können. Es ist 25 m lang und 11 m breit und wird von zwei 1500-PS-Turbinen getrieben.

Rad-Schlepper SIL-135

Aus einem Bericht der sowjetischen Zeitschrift „Soviet Military Review" geht hervor, daß die Sowjetarmee ein neues schweres Kfz. einsetzt. Es handelt sich um den Radschlepper SIL-135. Das nach der Formel 8 × 8 (vier Achsen = 16 Räder) ausgelegte Fahrzeug hat 12 m Länge, zwei 180-PS-Motore, von denen jeder die vier Räder einer Seite antreibt. Die vorderste und hinterste Achse sind lenkbar. Der SIL-135 besitzt eine Eigenmasse von 10 t und kann 10 Mp Nutzlast transportieren. Eine Sonderausführung des Typs ist mit sechs besonders großen Rädern (Durchmesser etwa 1,70 m) versehen und soll hauptsächlich für den Einsatz in nördlichen Regionen (Schnee) bestimmt sein. Seine Kabine nimmt 14 Personen auf.

Benzin-Tank aus Plaste

Aus Plastmaterial hergestellte Treibstofftanks für Kraftfahrzeuge sind nach Meinung amerikanischer Experten besonders billig, widerstandsfähig gegen Korrosion und unfallarm, da sie normalerweise nicht explodieren, sondern lediglich schmelzen.

Fünftonner XM 656

Unter der Bezeichnung XM 656 läuft in der US-Armee ein neuer 5-Mp-LKW der Ford Motor Company. Er soll die alten Fünf- und Zweieinhalbtonner ablösen. Das Fahrzeug soll vorwiegend zum Transport von Lasten, aber auch als Mannschaftstransport- und Zugmittel für die 155-mm-Haubitze eingesetzt werden. Es wird weiterhin als Tankwagen, Kipper und Bergefahrzeug gebaut. Der LKW ist schwimmfähig und kann auf dem Luftwege verlegt werden. Seine Masse ist um etwa zwei t geringer als die der älteren Typen dieser Klasse.

FACHBÜCHEREI

Vielseitig, informativ und reich illustriert, so stellen sich auch in diesem Jahr wieder die Kalender des Deutschen Militärverlages vor. Aus Geschichte und Gegenwart der Fliegerei, Raumfahrt und Luftverteidigung berichtet der „Deutsche Fliegerkalender 1967". Die Skala der Beiträge reicht von der Entwicklung der Sowjetluftfahrt über die Bewaffnung moderner Jagdflugzeuge, den Einsatz von Luftschiffen im ersten Weltkrieg und die heutige Rolle der Flakartillerie bis zur Hubschraubertypensammlung.

Neben vielen Themen über Entwicklungstendenzen und Begebenheiten im Kfz.-Wesen berichtet der „Deutsche Motorkalender 1967", auch über ein Versuchsgelände der NVA und Neuigkeiten im Bootsmotorenbau.

Die Ausgabe des „Deutschen Marinekalenders 1967" dürfte nicht nur den Marinefachmann interessieren. Artikel wie „Seefliegerkräfte", von Korvettenkapitän Israel, oder „Tarawa – eine bittere Lektion für die USA-Ledernacken", von Fregattenkapitän Koutz, sprechen einen breiten Leserkreis an. Neben dem umfangreichen Teil militärischer Probleme kommen auch die anderen Gebiete der Seefahrt und des Seesportes nicht zu kurz. Jeder Kalender enthält zahlreiche Abbildungen, hat einen Umfang von 238 Seiten und kostet 3,80 MDN.

Für die Funkamateure, Radiobastler, Modellbauer sowie Leser, die sich mit Transistoren, Relais, Spulen und Mikroelektronik beschäftigen oder sich für solche technischen Probleme wie das Farbfernsehen oder die Ortung von Interkontinentalraketen interessieren, ist das im DMV erschienene „Elektronische Jahrbuch 1967" (Herausgeber Ing. Schubert) das Richtige. 320 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Tabellen, 7,80 MDN.

Im Sportverlag Berlin sind drei neue Sportlehrbücher erschienen, die auch für den sportinteressierten Soldaten und vor allem für den Offizier von Interesse sein dürften: „Leichtathletik", 520 Seiten, Lederin, 15,– MDN; „Boxen", 176 Seiten, Halbleinen, 6,80 MDN; „Skilehrbuch", 320 Seiten, Lederin, 9,80 MDN. Trainer, Übungsleiter und aktive Sportler erhalten hier Trainingshinweise in drei Sportarten, die auch in den Sportgruppen und Armeesportgemeinschaften ihren Platz haben.

AR-Korrespondent
Oberst A. F. MALKOW,
Moskau

Akrobaten der Lüfte



Flugleiter Oberst Filipp Onoprijenko.

Vor dem Flug. ▼

Der Flugplatz liegt gleich hinter der Kaserne. Eine spiegelglatt gewalzte Straße führt zu einem Häuschen mit verglastem, halbkugeligem Turm. Es ist der Startkommandopunkt. Über dem Häuschen knattert im Wind die Flagge der sowjetischen Luftstreitkräfte, blau mit gelbem Strahlenmuster.

Auf einem steilen Treppchen steigen wir in den dritten Stock, in den Turm hinauf, wo sich der Flugleiter befindet – umgeben von einem Stab Gehilfen, Spezialisten der verschiedenen Dienste.



Eine Siebenergruppe Uberschalljäger vom Typ MIG-21

Flugleiter ist heute ein kleiner, stämmiger Mann mit offenem, sonnengebräuntem Gesicht, der Verdiente Fieger der UdSSR, Oberst Onoprijenko. Die Umstehenden reden ihn nicht mit dem Dienstgrad an, sondern als Zeichen besonderer persönlicher Hochachtung mit Vor- und Vatersnamen: Filipp Petrowitsch.

Der Oberst macht uns mit der Lage vertraut. An diesem Tage fliegt das Garderegiment. Die Flieger haben verschiedenartige Aufgaben erhalten. Die einen üben innerhalb der Flugplatzzone, andere fliegen Angriffe gegen Luftziele.

„Und ein Teil der Flieger", dabei zeigt Filipp Petrowitsch auf Zeichen in der Plantabelle, „trainiert unter Führung des Regimentskommandeurs einen speziellen Figurenkunstflug im Verband. Bald werden Sie es selber sehen; sie müssen jeden Augenblick über dem Flugplatz erscheinen." Der Oberst sieht auf die Uhr. „Wir erwarten sie in einer Minute."

Figurenkunstflug im Verband! So etwas wird mit Kampfflugzeugen nur für besondere Gelegenheiten geübt. Für Luftparaden beispielsweise. Erwartungsvoll starre ich in den Himmel.

Millimeterarbeit

Die Flugzeuge fliegen von Nordwesten heran. auf die Sekunde genau. Sie erscheinen lautlos und deshalb für uns überraschend. Die Gruppe fliegt dicht aufgeschlossen. Aus der Ferne wirkt sie wie ein einziges großes Flugzeug. Und erst, als sie herangekommen ist, kann man sieben MiGs unterscheiden. Sie bilden tatsächlich ein „Flugzeug": Zwei Paare als Tragflächen; drei Maschinen, hintereinander fliegend, stellen den Rumpf dar.

„Besonders schwer haben es die ‚Rumpfdarsteller'", erläutert der Flugleiter, „denn der Luftstrom der jeweils vorausfliegenden Maschine erzeugt derartige Wirbel, daß die Flugzeuge wie Boote auf den Wellen tanzen. Das verlangt viel Übung sowie Selbstbeherrschung, Reaktionsvermögen und eine feste Hand."

Über der östlichen Flugplatzbegrenzung schießen die Strahljäger nun steil in die Höhe. Keines der Flugzeuge hängt zurück oder kommt zu weit vor. Alle halten die Figur exakt ein. Und das bei einer Geschwindigkeit von achthundert Stundenkilometern! Schon ein ganz geringer falscher Ruderausschlag könnte eine gefährliche Situation schaffen.

„Schlußmann" des inneren Dreigespanns ist Hauptmann Kusnezow, Flugzeugführer 1. Klasse. Er hat es wohl von allen am schwersten. Auf seine Maschine prasselt der Orkan der Rückstoßgase, die von den vorderen Flugzeugen ausgestoßen werden.

„Um sich überhaupt halten zu können", erläutert der Oberst, „fliegt Kusnezow mit geringer Höhenstaffelung – aber wirklich nur mit einer geringen! Andernfalls würde die Schönheit der Figur beeinträchtigt." ▶



Das Gespräch bricht ab, denn die Gruppe nähert sich wieder dem Zentrum des Flugfeldes. Wiederum fliegt sie in makelloser Ordnung vorüber; dann landet sie.

Als erster klettert der Kommandeur aus der Kabine, Spuren der Erschöpfung im Gesicht. Sodann folgen in der Reihenfolge ihrer Landung die übrigen Gruppenangehörigen. Auch sie sind von den überstandenen Anstrengungen gezeichnet. Ihre leichten Baumwollkombinationen kleben schweißnaß an den Körpern.

Aufgehobene Schwerkraft

Am Nachmittag soll Anatoli Wassiljew fliegen. Er ist von kleiner Statur, hager und schüchtern. Auf Fragen des Leiters der Flugvorbereitung antwortet er nicht sogleich, sondern erst nach kurzem Nachdenken. Man merkt ihm nicht ohne weiteres an, daß er sein Fach wie so leicht kein zweiter versteht. Doch eine Stunde später können wir uns davon überzeugen.

Mit einer Geschwindigkeit von tausend Stundenkilometern jagt Wassiljews Flugzeug niedrig über den Flugplatz; an dessen Begrenzung aber, dort, wo das Kolchosfeld beginnt, steigt es jählings steil hoch. Noch zwei Sekunden, und die Maschine beginnt sich zu drehen, als schraube sie sich in das tiefe, flimmernde Blau des Himmels. Eine Windung, die zweite . . . , die zehnte. Dann, in großer Höhe, eine Kurve, Abgleiten über den Flügel und vertikaler Sturzflug, um so rasch wie möglich wieder an Geschwindigkeit zu gewinnen und aufs neue, fast von der Erde aus, in die Höhe zu steigen.

Sprühende Funken

Nicht immer jedoch klappt alles so selbstverständlich. Als Beispiel erzählt man mir folgende Episode:

Leutnant Bodrow startete zum Paarflug. Zur Linken, schräg vor ihm, stand auf der Betonpiste sein Führungsflugzeug. Beide Maschinen rollten gleichzeitig an. Mit jedem Sekundenbruchteil gewannen sie an Geschwindigkeit.

Da spürt Bodrow plötzlich einen Stoß; sein Flugzeug rollt nach links. Der Flieger drückt auf das rechte Seitenruderpedal, bemüht, die Richtung zu halten. Die Maschine aber zieht weiter nach links, auf das Führungsflugzeug zu. Und die Geschwindigkeit wächst . . .



Auf dem Startkommandopunkt.

„Gleitend kommen, halte die Richtung!" rät der Flugleiter dem Piloten. „Gleich bist du unten, bringe die Maschine in Horizontallage. Ja, so, so ist's gut", fährt er mit ruhiger Stimme fort. Das Flugzeug berührt die Betonbahn. Ein Stoß. Und im gleichen Augenblick reißt es die Maschine wiederum nach links. Der Flugzeugführer versucht mit aller Kraft, sie in der Mitte der Piste zu halten. Er kann nicht sehen, wie unter dem zerstörten Radkranz Flammen hervorlodern. Das Metall hält die Reibung nicht aus und brennt.

Der Flieger bremst. Das Flugzeug rollt langsamer und langsamer und bleibt schließlich stehen. Bodrow schiebt das Kabinendach zurück, saugt gierig die frische Luft ein, lächelt. Vom Parkplatz jagen Kraftfahrzeuge herbei. Eines davon ist dem Flieger gut bekannt: In ihm kommt gewöhnlich der General zum Truppenteil, Koshedub, der berühmte Flieger und dreifache Held der Sowjetunion. Er springt aus dem Wagen, drückt Bodrow die Hand, umarmt ihn.

„Prachtkerl! Ganz genau so muß man sich verhalten, wenn man in Gefahr auf sich allein angewiesen ist." Der General lacht. „Jetzt, Leutnant, wird Ihnen selbst der Teufel keine Angst mehr einjagen."

Er setzt den Flieger in seinen Wagen, nimmt ihn mit zum Gefechtsstand. Ein Abschlepper bringt das Flugzeug von der Piste fort.

Und die Flüge gehen weiter . . .

Bodrows nächster Gedanke: Den Startversuch einstellen. Aber dazu ist es bereits zu spät. Jeden Augenblick muß sich das Flugzeug vom Boden heben. Bleibt also nur: Flucht nach vorn! Der Pilot zieht ein wenig den Knüppel an, erhöht die Drehzahl des Triebwerkes. Gehorsam löst sich die Maschine von der Start- und Landebahn, ein klein wenig vor der Zeit, und steigt mit schaukelnden Tragflächen höher.

Vom Startkommandopunkt aus wurde alles gesehen: Wie die MiG wegzog, und wie unter einem Rad Funken hervorsprühten.

„Der Reifen ist geplatzt!" brachte der Flugleiter erschrocken hervor. Er wußte, was das hieß. Sein Gesicht bedeckte sich im Nu mit Schweißperlen.

„Über dem Flugplatz kreisen, die vorgesehene Aufgabe nicht ausführen!" sagte er einstweilen, während er gleichzeitig fieberhaft nach der zweckmäßigsten Entscheidung suchte. Schließlich befahl er, den Treibstoff fast vollständig zu verbrauchen, damit bei einer weiteren Havarie die Brandgefahr vermindert würde, und dann zu landen.

Das Flugzeug gleitet mit ausgefahrenem Fahrwerk auf die Piste zu. Alle folgen mit angespannter Aufmerksamkeit seinem Nahen.

Direkt vom Flugplatz aus kam Koshedub ins Pionierlager. ▶



Zahltag.

Vor dem Zimmer des Hauptfeldwebels stauen sich die Soldaten. Mit 80, 90 Mark auszukommen im Monat ist nicht leicht, wenn man vorher das Fünf-, Sechs- oder Siebenfache hatte. Um so freudiger greift man nach den Geldscheinen. quittiert.

Doch wird mehrmals im Jahr wenig später noch um eine Unterschrift gebeten – und um eine dazugehörige Spende.

Für Vietnam beispielsweise oder die Volkssolidarität oder das Rote Kreuz oder die Nationale Front.

Mehr als zweieinhalb Millionen Markstücke flossen 1966 dergestalt aus den Taschen der Soldaten gemeinnützigen, humanitären Zwecken zu. Eine beeindruckende Bilanz. Und ein Beweis, daß der Appell an die Solidarität bei den Angehörigen der Nationalen Volksarmee einen guten Resonanzboden findet.

Da die Sammlungen in den Augen des Gefreiten Rainer Voigtländer, 23, „schon einen richtigen Grund haben", entrichtet er ohne große Fragen seinen Obolus. Ebenso ist es dem Unteroffiziersschüler Horst Kraus, 20, „nicht lästig, für eine gute Sache etwas zu geben". Ganz anders Gefreiter Heinz Pufahl, 22, mit seiner ausgeprägten „Antipathie gegen jegliche Sammelei".

„Für Vietnam oder das Rote Kreuz" hat Gefreiter Günter Kleiser, 23, immer ein oder zwei Mark. Wenn es darum geht, Solidarität mit dem tapfer kämpfenden vietnamesischen Volk zu beweisen, ist auch Soldat Bernd Felenius, 21, dabei: „Ich habe mich mit fünf Mark eingetragen. Da kann man doch nicht abseits stehen!"

Funker B. Roth, 20: „Dieses Volk, das heldenhaft gegen den stärksten imperialistischen Staat kämpft, braucht die Unterstützung der ganzen friedliebenden Welt. Um hier Solidarität zu üben. werde ich immer etwas übrig haben."

„Ein Mensch, ein wahrer Mensch zu sein, heißt,





WO SIND SIE GEBLIEBEN?

ohne Zögern Hilfe leihn", schrieb Max Zimmering. In dichterischer Form drückt er damit aus, was Walter Ulbricht in die Worte faßte: „Die deutsche Arbeiterbewegung hat in der Solidaritätsarbeit eine traditionsreiche Vergangenheit. Seit es eine organisierte Arbeiterbewegung gibt, hat sie im Kampf gegen ihre Ausbeuter und Unterdrücker den Geist des Zusammenhaltens, des Füreinandereinstehens entwickelt und gepflegt. Solidarität wurde zur Tugend der Arbeiterklasse."

Das Gefühl der Solidarität ist auch bei den Soldaten der Arbeiter-und-Bauern-Macht stark entwickelt: Weit über 25 000 Genossen haben sich verpflichtet, für Vietnam Blut zu spenden. Die Summe der Geldspenden erreicht 2 Millionen MDN. Im militärischen Alltag wetteifern sie zu Ehren des VII. Parteitages der SED um hervorragende Ausbildungsergebnisse, dieweil hohe Gefechtsbereitschaft gegenüber dem Imperialismus in Europa gleichfalls eine Hilfe für das vietnamesische Volk ist.

Ein altes Sprichwort sagt, daß es beim Helfen nicht auf die Muskeln ankomme, sondern aufs Herz.

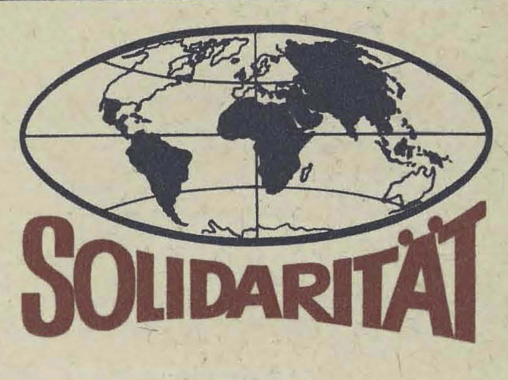
Der Wehrpflichtige ist kein Krösus. Wenn er, wie Pionier Siegfried Drammer, 24, verheiratet ist und Familie hat, tun zehn Mark schon „weh". Eine solche Eintragung in die Sammelliste für das Deutsche Rote Kreuz der DDR öffnet den Blick ins Herz, dieweil der Entschluß dazu aus dem Herzen kommt. Gewiß fällt auch dem Flieger Manfred Trötzsch, 21, manche Spende nicht leicht. Sein Motiv: „Zu Hause sind wir sechs Geschwister. Da wird man schon dazu erzogen, sich gegenseitig zu helfen. Vielleicht habe ich auch deswegen mehr Verständnis für eine Sammelaktion, weil unsere Familie bei einer Naturkatastrophe selbst schon die Solidarität anderer Menschen erfahren hat."

Nun sammelt sich allerdings bei den Listensammlungen oftmals nicht nur ein schöner Batzen Geld an, sondern zugleich auch eine Liste voller Fragen – reduziert auf die eine: „Was geschieht eigentlich mit unseren Spenden?"

„Beim Roten Kreuz sehe ich klar", gesteht Matrose Horst Zögs, 20. Ebenso geht es dem Gefreiten Jürgen Bondisch, 22. Da er selbst im Wasserrettungsdienst tätig war, kann er anderen sogar eine Erklärung geben: „Als freiwillige humanitäre Hilfsgesellschaft unterstützt das DRK der DDR das staatliche Gesundheitswesen. Ich nenne als Beispiel nur den Krankentransport, den Berg- und Wasserrettungsdienst, die Unfallmeldestellen und den Bahnhofdienst des DRK. Bei Unglücksfällen wird Erste Hilfe geleistet, ebenfalls bei Naturkatastrophen." Ergänzend sei bemerkt, daß das Deutsche Rote Kreuz der DDR seit seiner Gründung im Jahre 1952 den von Seuchen, Naturkatastrophen und Epidemien betroffenen Menschen aus 45 Ländern Hilfssendungen im Wert von 14 Millionen MDN geschickt hat.

Solidarität mit Vietnam.

Wie sie tagtäglich auch in den Einheiten der Nationalen Volksarmee geübt wird, deutet unsere Übersicht an.



MIT VIETNAM

Obwohl er nur 90 Mark Wehrsold erhält, zeichnete sich Gefreiter Horst Krutz (21) mit 50,– MDN in die Vietnam-Sammelliste ein • Mit einer Spendenaktion hat die Transporteinheit des Verbandes Winter die finanziellen Mittel geschaffen, um einen Melder der vietnamesischen Volksarmee komplett (einschließlich Motorrad) auszurüsten • Bereits dreimal spendete Unteroffizier Rüdiger Sasse (24) kostenlos Blut für Vietnam • Die Fallschirmjäger zweier Kompanien überwiesen die Geldzulage für ihren ersten Sprung auf das Solidaritätskonto • Im Urlaub sammelte Obermatrose Rainer Schultze (22) in seinem Wohnblock 124,80 MDN für Vietnam • 790 Genossen des Truppenteils Neuhauser verpflichteten sich, kostenlos Blut zu spenden • Kanonier Martin Schössel (19) überwies seinen Lottogewinn von 300 MDN auf das Solidaritätskonto • 13 Einheiten der Volksmarine spenden seit Juli 1966 monatlich 1 % ihrer Dienstbezüge für Vietnam • 160 Genossen der Militärmedizinischen Sektion ließen sich bereits zweimal für Vietnam Blut abnehmen • Oberleutnant Jens Guske (28) übergab dem Solidaritätskomitee sein nagelneues Fahrrad • Das Kollektiv Fleischmann einer Nachrichtenwerkstatt der Luftstreitkräfte stellte seine für einen Verbesserungsvorschlag erhaltene Prämie von 1000 MDN für Vietnam zur Verfügung.

„Die umfangreichen Geld- und Blutspenden der Angehörigen unserer Volksarmee zeigen, daß gerade sie besonders gut verstanden haben, wie wichtig und bedeutungsvoll die brüderliche Hilfe für das tapfer kämpfende vietnamesische Volk ist", hebt Willi Zahlbaum, 53, Sekretär des Vietnam-Ausschusses beim Afro-Asiatischen Solidaritätskomitee der DDR, hervor. „Ihre Zwei-Millionen-Spende hat es uns zum Beispiel ermöglicht, etliche Vorhaben wesentlich zu erweitern. Vielleicht einige Worte zu unserem Arbeitsprinzip. Grundsätzlich stimmen wir alle Hilfssendungen mit den vietnamesischen Genossen ab, d. h. sie äußern ihre Wünsche, und wir richten uns danach. Es geht also nur das

In drei Jahren fast 5 Millionen Mark

Bei 15 zentralen Sammelaktionen der letzten drei Jahre spendeten die Angehörigen der Nationalen Volksarmee für gemeinnützige und humanitäre Zwecke 4 986 644,86 MDN.

1964

Deutschlandtreffen der Jugend	479 841,32 MDN
Solidaritätskomitee Spanien	169 883,43 MDN
Berliner Tierpark	163 467,94 MDN
Nationale Front	159 669,27 MDN
Deutsches Rotes Kreuz	149 387,86 MDN
Arbeiterfestspiele	149 045,57 MDN
Volkssolidarität	136 330,59 MDN

1965

Weltfestspiele*	552 790,54 MDN
Deutsches Rotes Kreuz	150 983,56 MDN
Nationale Front	145 163,99 MDN
Volkssolidarität	143 502,36 MDN

1966

Vietnam	1 960 264,52 MDN
Deutsches Rotes Kreuz	221 340,59 MDN
Nationale Front	201 518,85 MDN
Volkssolidarität	203 454,47 MDN

* Da die für 1965 geplanten Weltfestspiele nicht stattfanden, wurden die Spendenergebnisse unter notarischer Aufsicht deponiert.

nach Vietnam, was entsprechend der Situation im Norden oder Süden des Landes gebraucht wird."

„Und was ist das vorwiegend?"

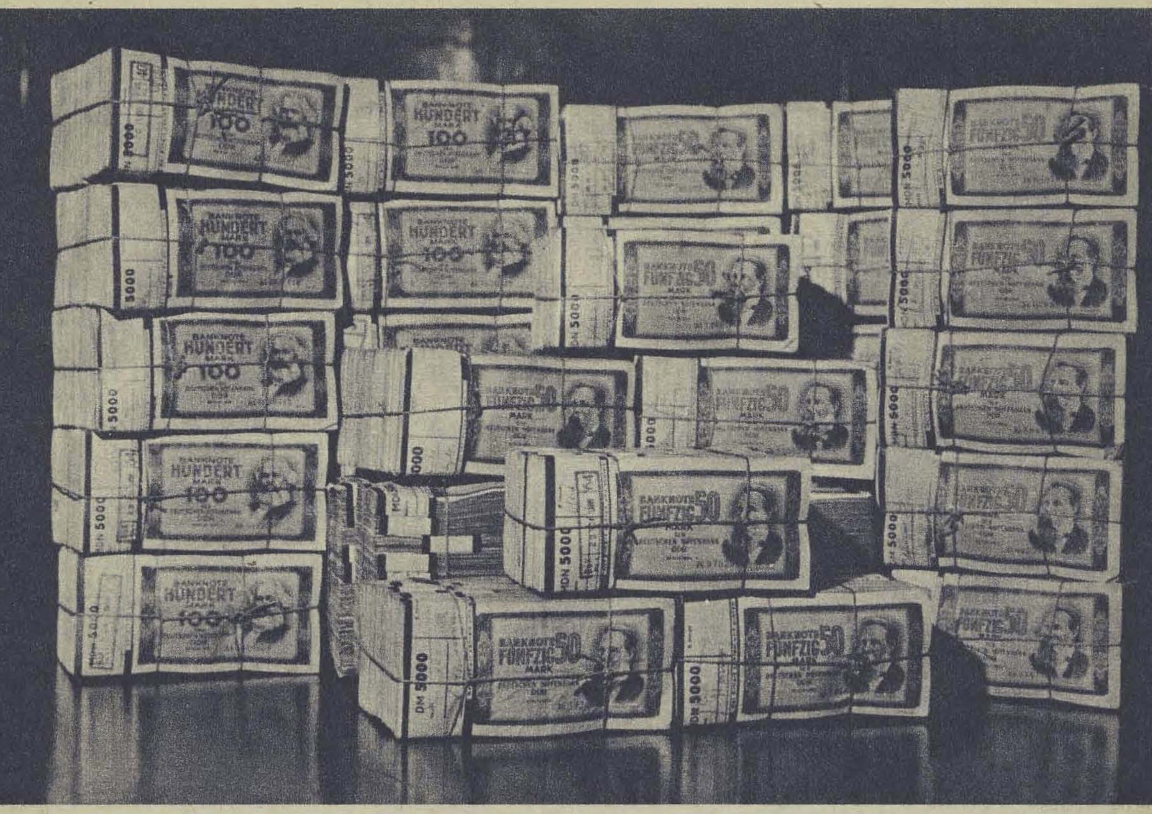
„Einerseits Medikamente, Verbandmaterial und medizinische Geräte für die Betreuung der Zivilbevölkerung; 1966 hatten diese Hilfssendungen einen Wert von 5.5 Millionen MDN. Hinzu kamen 13000 Einheiten Blutplasma. Weiter möchte ich auf die Aktion ‚1000 Fahrräder für Vietnam' verweisen, wobei es sich um Spezialkonstruktionen handelte, die sowohl den Größenverhältnissen der relativ kleinen Vietnamesen wie den geographischen Bedingungen des Landes entsprachen. Andererseits bemühen wir uns sehr darum, die vietnamesischen Genossen bei der Aufrechterhaltung der zivilen Produktion zu unterstützen. Das geschah 1966 mit Elektroaggregaten, Bohrmaschinen, Kreiselpumpen, Dieselmotoren, Trinkwasseraufbereitungsanlagen, Nähmaschinen, Kühlschränken, Decken, geeigneten Textilien, Zelten, Schuhwerk u. a. für 9 Millionen MDN."

Wozu es bei den Vietnam-Spenden kaum Fragen gibt, ist verschiedenen Genossen – etwa dem Gefreiten Peter Guse, 21, oder dem Unteroffiziersschüler Dieter Sauerbrey, 19, – bei den Listensammlungen der Nationalen Front bislang noch ein Buch mit sieben Siegeln: Der Verwendungszweck.

Lösen wir also die (im Grunde nicht vorhandenen) Siegel.

Vorweg sei mit Werner Hofmann, 42, Leiter der Finanzabteilung des Nationalrats der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, festgestellt, daß „die Nationale Front keine Organisation mit festen Beiträgen ist, sondern ihre vielfältige politische Arbeit aus freiwilligen Spenden finanziert. Ihr Tätigkeitsfeld reicht, um es einmal im Telegrammstil abzustecken, von der Einwohnerversammlung oder der Rentnerweihnachtsfeier über Aussprachen mit westdeutschen Besuchern und die Würdigung solcher nationaler Jubiläen wie des 450. Jahrestages der Reformation oder des achthundertjährigen Bestehens der Wartburg bis zu den Dokumentationen über den KZ-Baumeister Lübke und die Entlarvung der westdeutschen Aggressionsvorbereitung. Mit allen diesen Arbeiten sind natürlich auch Kosten verbunden, die u. a. aus den Ergebnissen der Listensammlungen bestritten werden."

Ein großer Teil der Gelder fließt den Wohnbezirksausschüssen der Nationalen Front zu – auch jenem Berliner, in dessen Klubraum sich die Gattin des Soldaten Dietmar Gördicke, 24, schon „des öfteren mit anderen Soldatenfrauen traf, um ihre Probleme mit den zuständigen Volksvertretern zu beraten und wo ihr geholfen wurde, den dreijährigen Rainer im Kindergarten unterzubringen". Stabsmatrose Bernhard Koslowski, 23, erinnert sich an die Jahre, als sie „zuhause noch keinen eigenen Jugendklub hatten" und ihnen „die Nationale Front unbürokratisch ihre eigenen Räume hergab – ohne Bezahlung und ohne, daß wir da nur Versamm-



In Geldpaketen gestapelt: Die Vietnam-Spende der Angehörigen der Nationalen Volksarmee.

lungen machen mußten. Wenn heute eine Sammelliste von der Nationalen Front kommt, gebe ich immer ein, zwei Mark. Letzten Endes sind wir das doch alle selber, die Nationale Front..."
Womit, um den Kreis zu schließen, nur noch die Volkssolidarität bliebe.
Da sie es sich besonders zur Aufgabe gemacht hat, den Arbeiterveteranen ihren Lebensabend zu verschönen, geht Unteroffizier Eike Baumann, 19, nicht an ihrer Sammlung vorbei. Ebenso Soldat Joachim Pachale, 20: „Mit meiner Spende kann ich ihnen einen winzigen Dank sagen für all die Entbehrungen und Leiden, die sie für uns – die Jugend – auf sich genommen haben."
Ihr Name – Volkssolidarität – charakterisiert deutlicher als viele Worte das Anliegen dieser Organisation.
In der Berliner Rykestraße informierte uns Willy Wagner, 52, Sekretär des Zentralausschusses, über die Leistungen der Volkssolidarität im ersten Halbjahr 1966. Fast 300 Veteranenklubs gibt es heute in der DDR; ihre kulturellen Veranstaltungen (29 196) wurden von rund drei Millionen Rentnern besucht. Im selben Zeitraum wurden 121 297 alte Bürger auch materiell von der Volkssolidarität unterstützt – mit Kohlen und Kleidung oder durch die Verbesserung ihrer Wohnverhältnisse. Gegenwärtig werden fast zehntausend gebrechliche Menschen, die sich nicht mehr selbst versorgen können, durch hauptamtliche Hauswirtschaftspflegerinnen betreut. Außerdem wandte die Volkssolidarität in den ersten sechs Monaten des vergangenen Jahres genau 1 191 485 MDN auf, um 16 500 alten Bürgern in den Veteranenklubs täglich ein warmes Mittagessen zu geben...
Wo sind sie geblieben, die Millionen Markstücke unserer Soldaten?
Jedes einzelne hat Freude gebracht, Nutzen und Hilfe. Hat Not gelindert. In Vietnam, wo der barbarische Krieg tobt. In Skoplje, wo das Erdbeben den Boden unter den Füßen der Menschen aufriß. In Westdeutschland, wo Friedenskämpfer hinter Gittern gehalten werden. Und in unserer Republik, wo nach den Worten Walter Ulbrichts „die Moral der Arbeiterklasse – Einer für alle, alle für einen – immer mehr zur sittlichen Norm der ganzen Gesellschaft wird".

Ihr *Karl Helmut Freitag*

MITARBEIT: Stabsfeldwebel Horst Gehrke, Unterleutnant Eberhard Derlig, Gefreiter R. Mozygemba, Stabsfeldwebel Wolfgang Jahn, Horst Hartmann, Stabsmatrose Rolf Gebhardt, Feldwebel d. R. Manfred Brenner.



Die Spitzenklöpplerin Nastja

Im Sommer des Jahres 1940 war der Leningrader Maler Balaschow in den einsamen Norden unseres weiten Landes gereist. Er wollte dort arbeiten und auf die Jagd gehen. Im ersten Dörfchen, das ihm zusagte, hatte Balaschow den alten Flußdampfer verlassen und sich im Hause des Dorflehrers eingemietet.

In eben diesem Dörfchen lebte mit ihrem Vater, einem Waldhüter, das Mädchen Nastja, eine in jener Gegend gerühmte Klöpplerin und Schönheit. Nastja war wortkarg und grauäugig, wie fast alle Mädchen hier im hohen Norden. Eines Tages geschah es, daß Nastjas Vater auf der Jagd Balaschow durch einen unbeabsichtigten Schuß an der Brust verwundete. Man trug den Verletzten in das Haus des Dorflehrers. Auf Geheiß ihres Vaters pflegte Nastja den Verwundeten.

Das Mädchen pflegte Balaschow wieder gesund. Da sie tiefes Mitgefühl zu ihm empfand, keimte in ihrem Herzen die erste Liebe. Doch diese Liebe äußerte sich so zurückhaltend, daß Balaschow nichts bemerkte.

Balaschows Frau war in Leningrad geblieben, und er hatte niemals zu keinem ein Wort davon gesagt, daß er verheiratet sei, nicht einmal zu Nastja. So waren alle im Dorfe davon überzeugt, daß er Junggeselle sei. Sobald die Wunde verheilt war, reiste Balaschow nach Leningrad ab. Doch zuvor besuchte er noch, ohne dazu eingeladen zu sein, Nastja in deren Hütte, um sich bei ihr für die ihm zuteil gewordene Pflege zu bedanken. Als äußeren Ausdruck seines Dankes brachte er ihr Geschenke mit. Nastja nahm sie an. Balaschow war zum ersten Male im hohen Norden. Die hiesigen Bräuche waren ihm fremd. Sie sind hier tief in den Menschen verwurzelt, leben lange Zeit in ihnen fort und weichen nicht sogleich dem Neuen. So wußte Balaschow nicht, daß ein Mann, der ohne Einladung bei einem Mädchen in deren Wohnung erscheint und ihm ein Geschenk mitbringt, als deren Bräutigam gilt, sofern das Geschenk angenommen wird. Das war so Brauch hier im Norden.

Nastja fragte Balaschow schüchtern, wann er denn aus Leningrad zu ihr ins Dorf zurückkehren werde. Ohne sich etwas Unrechtes dabei zu denken, antwortete Balaschow scherzhaft, daß er sehr bald zurückkehren werde.

Unterdessen war Balaschow abgereist. Nastja wartete auf ihn. Ein heller Sommer war vergangen, dem ein feuchter und trüber Herbst ge-

folgt war, doch Balaschow war nicht zurückgekommen. Nastjas ungeduldige, frohe Erwartung schlug in Unruhe, Verzweiflung, ja Scham um. Im Dorfe wurde schon geflüstert, der Bräutigam habe sie betrogen. Dem schenkte Nastja jedoch keinen Glauben. Sie war vielmehr davon überzeugt, daß Balaschow etwas zugestoßen sein mußte.

Der Frühling brachte neue Kümmernisse. Erst spät hatte er begonnen, und nun zog er sich endlos hin. Die Flüsse waren weithin überschwemmt, und es war ganz und gar unmöglich, ihre Ufer zu begehen. Erst Anfang Juni passierte das erste Dampfschiff das Dörfchen. Es legte aber nicht an.

In Nastja reifte der Entschluß, heimlich von zu Hause wegzugehen. Sie wollte nach Leningrad, um Balaschow dort ausfindig zu machen. Nachts verließ sie das Dorf. Nach zwei Tagen erreichte sie die Bahnlinie. Auf der Station erfuhr sie, daß am Morgen eben dieses Tages der Krieg begonnen hatte.

Durch das riesige Land gelangte das Bauernmädchen, das niemals zuvor einen Zug gesehen hatte, bis nach Leningrad und fand endlich auch Balaschows Wohnung. Balaschows Frau, mager und im Schlafanzug, mit einer Zigarette zwischen den Zähnen, öffnete Nastja die Tür. Verwundert betrachtete sie das Mädchen und sagte, daß Balaschow nicht zu Hause sei. Er befinde sich an der Front unweit von Leningrad. Nastja erfuhr die Wahrheit — Balaschow war verheiratet. So hatte er sie also doch betrogen, sich über ihre Liebe lustig gemacht. Das Gespräch mit Balaschows Frau war entsetzlich für sie. Die Atmosphäre dieser Stadtwohnung mit ihren seidenen, verstaubten Diwanen, mit Puder überstreut, das dringende Läuten des Telefons — all das wirkte auf sie niederdrückend. Nastja lief weg. In ihrer Verzweiflung irrte sie in der imposanten Stadt umher, die sich in ein Heerlager verwandelt hatte. Sie sah weder die Flakgeschütze auf den Plätzen, noch die durch Sandsäcke geschützten Denkmäler, nicht die abweisenden Parkanlagen und auch nicht die erhabenen Bauten. Sie ging an die Newa. Das schwarze Wasser des Flusses schlug gegen die granitenen Ufer. Hier, in diesem Wasser, glaubte sie die einzig mögliche Erlösung sowohl von der erlittenen Kränkung als auch von ihrer Liebe zu finden. Nastja nahm ihr altes Kopftuch, ein Geschenk der Mutter, ab und hängte es über das Geländer. Sodann ordnete sie ihre schweren Zöpfe und setzte den Fuß auf die schmiedeeiserne Verzierung des Geländers. Da ergriff jemand ihre Hand.

Nastja wandte sich um. Ein hagerer Mann, mit Bohnerbürsten behängt, stand hinter ihr. Seine Arbeitskleidung wies gelbe Farbflecke auf.

Der Mann schüttelte nur den Kopf und sagte: „In solch einer Zeit, wie kann man da nur an so etwas denken, du dummes Ding!"

Dieser Mensch, Trofimow mit Namen, nahm Nastja mit zu sich nach Hause und vertraute sie seiner Frau an, die Fahrstuhlführerin war, einer lebhaften, resoluten Person, die die Männer verachtete.

Die Trofimows nahmen Nastja bei sich auf. Lange lag das Mädchen krank danieder. Erst von Trofimows Frau erfuhr Nastja, daß Balaschow in keiner Weise ein Vorwurf zu machen sei, da niemand verpflichtet ist, die Sitten ihrer Heimat zu kennen und daß sich nur ein Mädchen wie Nastja bedenkenlos in den ersten besten, der ihr über den Weg läuft, verlieben könne. Die Frau schalt Nastja, die aber freute sich. Sie freute sich deshalb, weil Balaschow sie doch nicht getäuscht hatte, und noch immer hoffte sie, ihn wiederzusehen. Trofimow wurde bald eingezogen, so blieben seine Frau und Nastja allein. Als Nastja wieder gesund war, wußte es Trofimows Frau so einzurichten, daß das Mädchen als Krankenschwester ausgebildet wurde. Die Ärzte, Nastjas Lehrer, waren überrascht von der Fingerfertigkeit, mit der Nastja Verbände anlegte. Die Geschicklichkeit ihrer dünnen, dabei doch kräftigen Finger setzte sie in Erstaunen. „Ich bin doch Spitzenklöpplerin", antwortete sie, wie um sich zu rechtfertigen.

Der Winter im belagerten Leningrad mit seinen frostklirrenden Nächten und der Beschießung war vorüber. Nastja beendete den Schwesternlehrgang. Sie wartete auf ihre Entsendung an die Front. In den Nächten mußte sie immer an Balaschow und an ihren alten Vater denken. Im Frühjahr endlich wurde sie an die Leningrader Front geschickt. Dort suchte sie Balaschow überall und fragte nach ihm. An der Front traf Nastja auch Trofimow wieder, und dieser redselige Mensch erzählte den Soldaten aus seiner Einheit von dem Mädchen, das an der Front den geliebten Menschen suchte. Das Gerücht von jenem Mädchen begann sich schnell auszubreiten, wie eine Legende. Es sprang über von Truppenteil zu Truppenteil, von einer Batterie zur anderen. Die Kämpfer beneideten jenen unbekannten Mann, den dieses Mädchen suchte, und sie dachten dabei an ihre Angehörigen. Während einer dem anderen von diesem Mädchen aus dem Norden erzählte, wandelten die Soldaten, entsprechend ihrer Einbildungskraft, die Einzelheiten dieser Geschichte ab. Jeder glaubte, in Nastja ein Mädchen aus seinem Heimatbezirk zu sehen. Die Ukrainer hielten sie für eine der Ihren, ebenso auch die Sibirier, und sogar die Kasachen aus den fernen asiatischen Steppen sagten, daß Nastja aus Kasachstan an die Front gekommen sei.

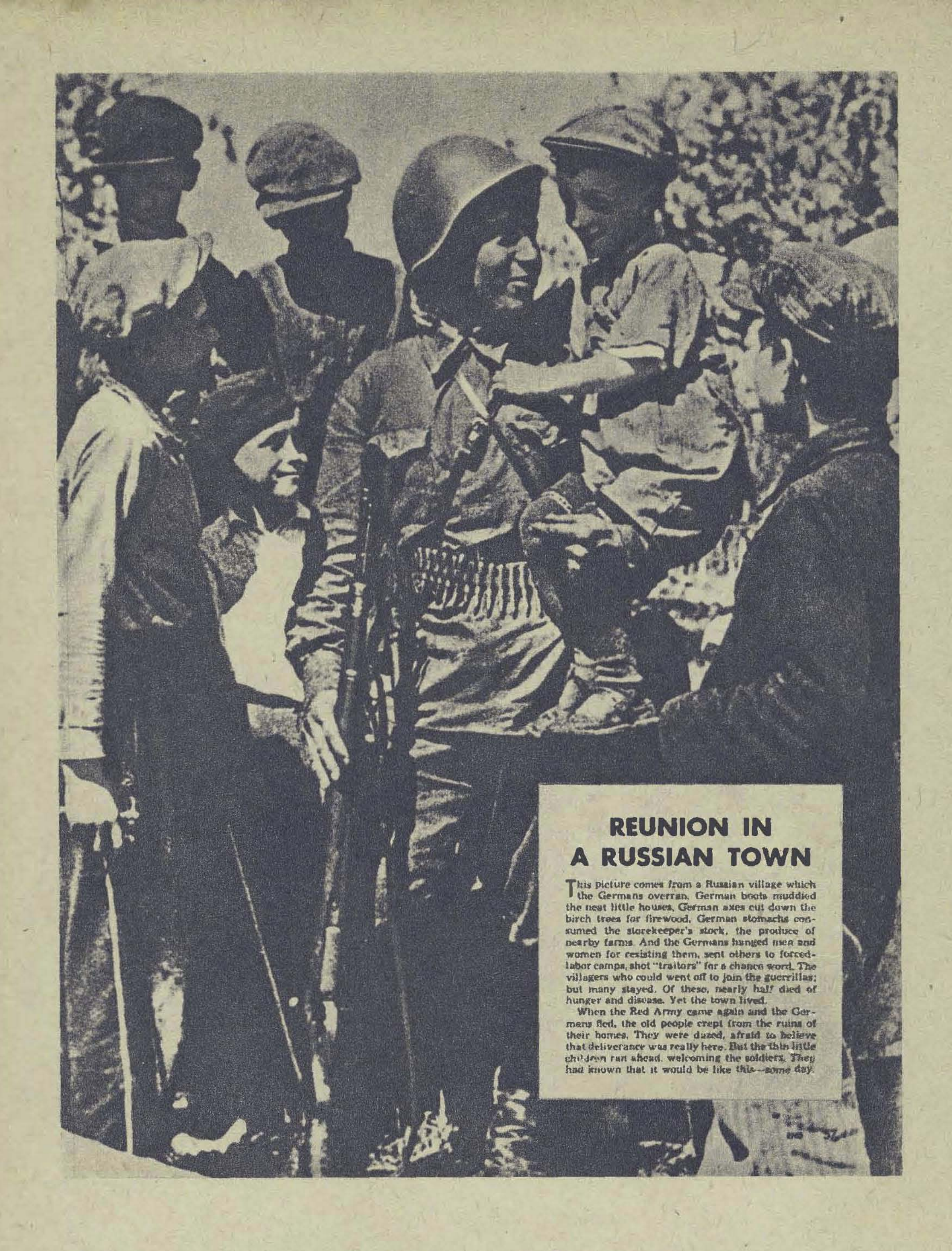
Das Gerücht über Nastja gelangte schließlich bis zu jener Batterie, in der Balaschow diente. Oft hatte er an dieses Mädchen gedacht, und er fing an, jenen Mann zu beneiden, den sie liebte. Woher sollte er auch wissen, daß er sich selbst beneidete?

Schließlich und endlich hatte Nastja die Batterie gefunden, in der Balaschow Dienst tat, doch Balaschow selbst fand sie nicht — er war vor zwei Tagen gefallen, und seine Kameraden hatten ihn in einem Fichtenwäldchen am Ufer der Meerenge begraben.

Nastja blieb in der Batterie. Bald war sie die beste Sanitäterin an der Nordfront.

(Aus dem Russischen von Rudolf Kreßner)

Illustration: Wolfgang Würfel



REUNION IN A RUSSIAN TOWN

This picture comes from a Russian village which the Germans overran. German boots muddied the neat little houses, German axes cut down the birch trees for firewood, German stomachs consumed the storekeeper's stock, the produce of nearby farms. And the Germans hanged men and women for resisting them, sent others to forced-labor camps, shot "traitors" for a chance word. The villagers who could went off to join the guerrillas; but many stayed. Of these, nearly half died of hunger and disease. Yet the town lived.

When the Red Army came again and the Germans fled, the old people crept from the ruins of their homes. They were dazed, afraid to believe that deliverance was really here. But the thin little children ran ahead, welcoming the soldiers. They had known that it would be like this—some day.

Im Arm das Kind und das Gewehr zur Seite
Das Leben wagend für ein bessres Leben:
Ich wünschte euch nach diesem blutigen Streite
Noch von den Kindern meines Volks umgeben.

BERTOLT BRECHT
Kriegsfibel



Zeichen der Freundschaft



Bundeswehrsonntag 1966:
Ein Foto aus München, aufgenommen in der Theatinerkirche: Durchs Kirchenportal kommt eine Kolonne Soldaten marschiert, feldmarschmäßig ausgerüstet, mit Stahlhelm und umgehängten MPis.
Bundeswehrsonntag 1966!

„Einmal im Monat findet für jeden Standort nach Konfession geteilt der Standortgottesdienst statt. Der Kirchgang beginnt mit dem Antreten der Kompanie: ‚Katholische links — Evangelische rechts! Sie, Unteroffizier, übernehmen die Evangelischen, Sie die Katholischen!' Die Kommandostimme wechselt. ‚Katholische stillgestanden. Rechts um! Rechts schwenkt im Gleichschritt marsch!' Damit die drei oder vier Kilometer nicht langweilig werden, heißt es: ‚Rührt euch, ein Lied!' Falls das nicht klappt, folgt: ‚Im Laufschritt, marsch, marsch!' Für manche Ausbildungskompanie wurde der Marsch zur Kirche schon zu einer harten Formal-Ausbildungsstunde. Ein Lehrgang nahm die Gelegenheit des Kirchenganges wahr, um seine ‚Klasse' unter Beweis zu stellen, und legte also die drei Kilometer in Acht-Kilometer-Stundengeschwindigkeit zurück . . ."

(„Deutsches Panorama" Hamburg 9/66)

Die bundesdeutsche Militärkirche marschiert. Sie ist nicht viel jünger als die Bundeswehr selbst. *„Wie der Christ militärische Anstrengungen zu beurteilen habe, die sich notwendigerweise gegen die andere Hälfte der Nation richten mußten, die auf Anwendung atomarer Waffen abzielten . . . — darauf gab es und konnte es keine einfachen Antworten geben."*

(„Die Welt" am 21. November 1966)

In der Tat: Weiteste Kreise der westdeutschen Werktätigen und Intelligenz setzten vor zehn Jahren der Bundeswehr ihren Widerstand entgegen. Der Abschluß des Militärseelsorgevertrages 1957, mit dem der NATO-Bischof Dibelius die Evangelische Kirche vor vollendete Tatsachen stellte, war demonstrativer Ausdruck der Konzeption, das Christentum zum „Kitt der NATO" und zum ideologischen Element der Vorbereitung eines Krieges gegen den anderen Teil Deutschlands zu verwandeln.
Erste Höhepunkte der militärkirchlichen Entwicklung ergaben sich schon Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre: Auf dem westdeutschen Evangelischen Kirchentag in München fand ein „Soldatentreffen" statt, auf dem sich militärische und klerikale Reaktion ein Stelldichein gab. Auf einer Aufnahme sind D. Dibelius und D. Lilje im trauten Verein mit dem Nazikriegsverbrecher General Heusinger zu sehen. Ein Jahr später kam es, ebenfalls in München, zu entsprechenden katholischen Aktionen: Während des Eucharistischen Weltkongresses trafen sich die NATO-Militärkirchen-Anhänger auf dem „Kreuzberg" unter dem heuchlerisch-demagogischen Motto: „Für das Leben der Welt!" Aber u. a. mit einer Ausstellung, die den Kommunismus als raffgierig und brutal, als eine Art Ausgeburt des Satans darstellte.
Im Sommer 1961 kulminierten diese Aktionen der unheiligen Allianz von Klerus, Kapital und Generälen in einem Interview des Bischofs Lilje mit dem „Zweiten westdeutschen Fernsehen", in dem die Möglichkeit erörtert wurde, daß Christen in der DDR „zur Flinte" gegen

Engelszungen-Teufelsworte

Von Günter Wirth, Mitglied des Hauptvorstandes der CDU

ihre Obrigkeit greifen. Das war unmittelbar vor dem 13. August 1961, vor jener Zeit, da die „Bundeswehr mit klingendem Spiel durchs Brandenburger Tor" marschieren sollte.
Und heute?
Jeder Standort hat seinen katholischen und evangelischen Militärgeistlichen. *„Er hat seine Dienststelle, von der aus er auch den ‚Inneren Dienst' beeinflussen kann."*

(„Deutsches Panorama" 9/66)

Regelmäßig sind sie bei den Soldaten zum sogenannten „Lebenskundlichen Unterricht".
„Nur selten stehen christliche Glaubensfragen zur Diskussion. Meistens handelt es sich um ‚lebenskundliche' Erörterungen aus dem politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich."

„(Deutsches Panorama" 9/66)

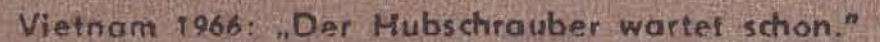
Mit anderen Worten: Der „Lebenskundliche Unterricht" dient in erster Linie der Stabilisierung der militärischen Disziplin und einem antikommunistischen Weltbild.
Aber es gibt Bilder, sich ein richtiges Bild zu machen:
Da trat Kardinal Döpfner anläßlich einer USA-Reise im Herbst 1966 für den US-Vietnamkrieg ein.
Da erklang die Predigt:
„Allmächtiger Vater, der Du die Gebete jener erhörst, die Dich lieben, wir bitten Dich, denen beizustehen, die sich in die Höhen Deines Himmels wagen und den Kampf bis zu unseren Feinden vortragen; behüte und beschütze sie ..., wenn sie ihre befohlenen Einsätze fliegen."
Das Bild dazu ist älter. Es wurde schon aufgenommen, als der Krieg längst entschieden war, genau: am 5. August 1945, vor dem Start des Flugzeuges, das die erste Atombombe auf Hiroshima warf.
Welch fatale Ähnlichkeit in den Worten, mit denen der Grenzschutzpfarrer Friedel den Freiwilligen versicherte: *„Gott wird Euch in den*



„Ich bete an die Macht der NATO".



Viel gefährlicher als „München 1860": München 1960.



Vietnam 1966: „Der Hubschrauber wartet schon."



Augenblicken der Not und Gefahr helfen." So gesprochen bei der Vereidigung des Bundesgrenzschutzes Herzfeld, flankiert von Granatwerfern.
Bundeswehralltag 1966 und 1967!
„Bonn und Altar" – so wird das System des klerikal-militaristischen Obrigkeitsstaates von friedliebenden christlichen Persönlichkeiten genannt. Sie, die gegen die „Bunkerkoalition" und gegen die Notstandsgesetze auftreten, sind es, die heute in der Praxis beweisen, daß die Militärkirche nicht d i e Kirche ist und daß das wahre Christentum mit einer NATO-Ideologie nichts gemeinsam hat.
Und sie sagen auch mit Matthäus 7, Vers 15: „Seht Euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe."

TECHNIK *unter Seidenschirmen*

Seit jenen Spätherbsttagen des Jahres 1930, als im Moskauer Gebiet, erstmalig in der Geschichte des modernen Militärwesens, eine Luftlandeeinheit mit der Aufgabe eingesetzt wurde, den Stab eines Armeekorps im Handstreich gefangenzunehmen, sind die Luftlandetruppen zum festen Bestandteil der Sowjetarmee geworden.
Kaum fünf Jahre alt, hatten sie sich bereits soweit entwickelt, daß zu den Manövern des belorussischen Militärbezirks 1935 Truppen in Stärke von über 8000 Mann, voll ausgerüstet und aus verschiedenen Waffengattungen bestehend, abgesetzt werden konnten. Theoretisch und praktisch schenkte die Führung der sowjetischen Streitkräfte dem Einsatz und Aufbau von Luftlandetruppen großes Augenmerk. Ihrem Beispiel folgten bald andere Staaten: Frankreich, die USA, das faschistische Deutschland.
Der zweite Weltkrieg zeigte die Vorteile des Einsatzes dieser sich zur Teilstreitkraft entwickelnden Truppe. Überraschender Angriff aus der Luft, Handlungen im Rücken des Gegners, unvermutetes Besetzen strategischer Punkte und Nachschubbasen, das war das Plus. Zu langsame Transportflugzeuge, unzulängliche Abwurfmittel, keine schweren Waffen, das Minus. Darum trachteten Militärs und Konstrukteure mit Eifer danach, die Minusseite auszulöschen. Die Nachkriegsjahre waren gekennzeichnet von diesem Bemühen.
Die Fortschritte des militärischen Lufttransportwesens schufen die Möglichkeit zur qualitativen Veränderung der Luftlandetruppen. Die Transport- und Absetzflugzeuge können heute nicht nur Soldaten, sondern auch Panzer, Raketen, schwere Artillerie und Fahrzeuge befördern, Geräte, die unter Gefechtsbedingungen mit Kernwaffen, für den Kampf



Hochleistungsfähige Turbo-Prop-Flugzeuge vom Typ An-12 ermöglichen sowohl das Absetzen von Fallschirmjägern als auch das Befördern schwerer, nicht abwurffähiger Waffen und Geräte.

Rückstoßfreie Geschütze eignen sich besonders zur Bekämpfung gepanzerter Gefechtsfahrzeuge. Sie sind einfach konstruiert, abwurffähig und leicht zu transportieren.



im Rücken des Gegners unerläßlich sind.
Der Standardtyp ist die aus den Manövern der sozialistischen Armeen bekannte An-12. Sie ging aus der zweimotorigen An-8 hervor und ist eigens für Luftlandeunternehmen konstruiert worden. Die Hauptdaten lassen das klar erkennen: Viermal 4000 PS verleihen dem Flugzeug eine maximale Geschwindigkeit von 777 km/h und eine Marschgeschwindigkeit von 550 km/h. Der Unterschied von 28 000 kg Leermasse zu 55 100 kg Startmasse zeigt, daß hiermit Mannschaften kompanieweise ins Gefecht geflogen, daß neben abwurffähigen Panzern, SFL und Kraftfahrzeugen auch Fünftonner mit Geschützen (bis 122 mm) als Anhängelast sowie Schützenpanzer und andere schwere Waffen transportiert werden können. Schon 1960 wurden dank der hervorragenden „Antonows“ bei einem Manöver in der Sowjetunion 100 000 feldmäßig ausgerüstete Soldaten mit ihrer Technik per Lufttransport im Rücken des „Gegners“ abgesetzt.
Den Transportern zur Seite stehen die Großraumhubschrauber. Sie sind in der Lage, in schwer zugänglichem Gelände Truppen und Material zu landen. Vor allem ist die Mi-6 zu nennen, ein turbinengetriebener Hubschrauber von 37,3 m Länge. Daß auch er gepanzerte Fahrzeuge, Geschütze und andere sperrige Lasten sicher befördert, sagt seine Abflugmasse von 42 500 kg (Leermasse 27 000 kg) aus.
An-12 und Mi-6 als typische Vertreter der Lufttransportmittel sind die Träger der Kampftechnik der Luftlandetruppen.
Die wichtigsten Gefechtsfahrzeuge sind die Luftlandepanzer. Zwei Typen stehen der Sowjetarmee und anderen sozialistischen Armeen zur Verfügung, der leichte ASU-57 und der schwere ASU-85. ASU heißt russisch Luftlande-SFL, denn diese Fahrzeuge sind als Artilleriewaffen bzw. Jagdpanzer ausgelegt. Der ASU-85 hat einen allseitig geschlossenen Kampfraum mit einer relativ starken Panzerung, die vorn und an den Seiten stark abgeschrägt ist. Die 85-mm-Kanone gibt ihm eine hohe Feuerkraft und eignet sich besonders zur Bekämpfung von Panzern. Daß die Konstrukteure diese Eigenschaft besonders im Auge hatten, geht aus der Anlage hervor. Die Kanone ist direkt in die Front des Panzers eingebaut. Ein Infrarot-Schießscheinwerfer ermöglicht das treff-



An zwei, drei oder mehr Lastenfallschirmen, die zusätzlich mit Stabilisierungs-Schirmen versehen sind, gleiten leichte Panzer, Geschütze und Kfz. zur Erde. Ihnen folgen die Fallschirmjäger.

sichere Schießen bei Nacht. Ein Koaxial-MG vervollständigt die Bewaffnung.
Den hohen Stand der Standardisierung der sowjetischen Geräte erkennt man auch an diesem Gefechtsfahrzeug. Sein Fahrgestell ist das gleiche, wie das des Schwimmpanzers PT 76, des Vollketten-SPW und das des Trägerfahrzeuges für die taktischen Raketen. Mit Heckantrieb und 2×6 Laufrollen verleiht es dem ASU-85 gute Beweglichkeit sowie hervorragende Geländeeigenschaften.
Der leichte ASU-57, seit mehreren Jahren in der Bewaffnung der sowjetischen Luftlandetruppen, ist ein kleines, leicht gebautes und abwurffähiges Gefechtsfahrzeug. Sein Kampfraum ist oben offen, so daß neben der Besatzung noch weitere Schützen mitgenommen werden können. Die Panzerung entspricht in etwa der eines SPW (kugel- und splittersicher). Die 57-mm-Kanone, in der Fahrerfront eingesetzt, eignet sich ebenfalls zur Panzerjagd. Der ASU-57 ist sehr niedrig, so daß er eine schwer zu bekämpfende Zielsilhouette abgibt.
Bedeutende Feuerkräfte stellen die reaktiven Werfer und rückstoßfreien Geschütze der Luftlandetruppen dar. Sie sind die abwurffähige Artillerie. Die achtrohrigen Werfer der polnischen „Roten Teufel" erregten schon beim Manöver „Oktobersturm" 1965 beträchtliches Aufsehen. Ihre Salven pflügen das Gelände förmlich um. Ihr Zugmittel, der geländegängige Kübelwagen GAS-69, wird ebenfalls mit Lastenfallschirmen abgeworfen. So ist die Artillerie der Fallschirmjäger schnell einsatzbereit.
Doppelte Wirkung, weil doppelt soviel Rohre, haben die Werfer der sowjetischen Fallschirmjäger. Auch sie werden abgeworfen, um den Truppen sofort als wirksame Artilleriewaffe zur Verfügung zu stehen. Beide Werfertypen haben eine Zweiradlafette.

Starke panzerbrechende Wirkung weisen die rückstoßfreien Geschütze, die die Luftlandeeinheiten der Tschechoslowakischen Volksarmee besitzen, auf. Trotz ihres relativ großen Kalibers (82 bzw. 106 mm) sind sie sehr leicht, weil sie weder Rohrwiege, noch Luftvorholer und Rohrrücklaufbremse brauchen. Mit zwei, drei Handgriffen ist das Rohr auf die Lafette gehoben und verzurrt, das Geschütz feuerbereit. Mit Kübel oder im Mannschaftszug lassen sich diese Geschütze leicht bewegen. Hohlladungsgranaten, die Panzerungen bis 300 mm durchschlagen, sind ihre Munition.

Da Luftlandetruppen aus allen Waffengattungen zusammengesetzt sind, finden wir dort auch die spezielle Technik dieser Gattungen. So sind Aufklärungs-SPW ebenso wie Truppenflak, Kräder wie Pioniergeräte vorhanden. Diese Vielseitigkeit der Ausrüstung und Bewaffnung macht die modernen Luftlandetruppen zu einer Teilstreitkraft mit besonderem Profil.

K. E.



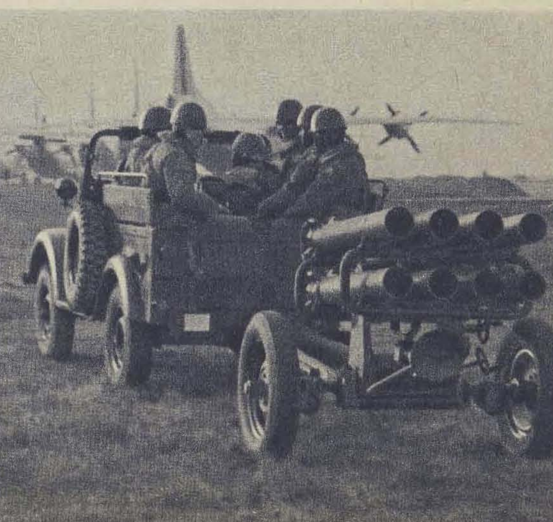
▲ **Zur Panzerjagd und zum Mannschaftstransport geeignet: leichter Luftlandepanzer ASU-57**



Bild links unten: Luftlandepanzer ASU-85, ein schnelles Gefechtsfahrzeug mit starker Feuerkraft.

Die Artillerie der Fallschirmjäger – mehrrohrige reaktive Werfer auf Zweiradlafette. ▼





Fahrerflucht

Kriminalerzählung von Gerhard Berchert

Hinter Großeneck macht die Straße nach Schwalbenberg einen scharfen Knick und verläuft dann fünf oder sechs Kilometer schnurgerade. Weithin ist sie zu überblicken – wenigstens am Tage. Als der Agronom Friedo Merkel in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, aus der Kreisstadt kommend, mit seinem F 9 die Straße passiert, ist es stockdunkel und die Sicht dementsprechend auf die Leuchtkegel der Scheinwerfer beschränkt. Da Merkel jedoch weit und breit nichts von einem anderen Fahrzeug entdecken kann, das, ihm entgegenkommend, seine Lichtfinger in die Finsternis bohrt, sieht er keinen Anlaß zu übertriebener Aufmerksamkeit. Jeder Meter dieser Straße ist ihm seit langem vertraut, und Schlaglöcher scheint der Wagen beinahe schon von selbst zu umfahren.

Im Fahrzeug ist es warm, und Friedo Merkel ertappt sich zwei-, dreimal dabei, wie ihm die Augen zufallen. Also dreht er ein wenig die Scheibe hinunter, um den frischen Fahrtwind hereinzulassen und schaltet das Radio ein. Natürlich läuft gerade ein Orgelkonzert. Dafür singt auf Radio DDR irgend ein Volkschor getragene Weisen. Friedo möchte jetzt aber flotte Tanzmusik, um schnell mit der Müdigkeit fertig zu werden. Also kurbelt er hin und her, einige Sekunden mißbilligend auf die schwach erleuchtete Skala blickend.

Als er wieder hochschaut, gefriert ihm vor Entsetzen das Blut in den Adern.

Fünfzehn, zwanzig Meter vor seinem Wagen hockt zusammengekrümmt ein Mann auf der Straße – wahrscheinlich ein Betrunkener! Merkel wirft sich auf das Bremspedal; doch die Meter schmelzen zusammen, der Mensch auf dem Asphalt kommt immer näher. Da reißt der Kraftfahrer das Lenkrad nach links. Sein Wagen streift einen Baum und wird nach rechts hinübergeworfen. Dort schmettert er gegen einen Telegafenmast, der über Lampe und Kotflügel hinweg die rechte Seite des Fahrzeuges wie Papier zusammenknüllt.

Durch die sich wie von selbst öffnende Tür hat es den Agronomen hinausgeschleudert – in einen locker aufgeschütteten Sandhaufen. Das bewahrt ihn vor ernsthaften Verletzungen. Immerhin ist er noch ziemlich benommen, als er sich wieder aufrappelt. Ächzend und stöhnend humpelt er zu dem Mann hin, der ihm so unversehens in den Weg gekommen ist.

Er liegt mit klaffender Schädelwunde lang ausgestreckt auf der Straße und bewegt sich nicht. Da packt Friedo Merkel panische Angst. Ohne zu überlegen, flieht er einen Feldweg entlang, der hier die Straße kreuzt.

‚Wenn sie dich erwischen‘, denkt er beim Rennen, ‚dann bist du dran!‘ Es fällt ihm ein, daß er bei einem Bekannten in der Kreisstadt eine Flasche Bier getrunken hat. Das war zwar zwei Stunden bevor er losfuhr. Aber ob man das bei den modernen Untersuchungsmethoden nicht trotzdem merken würde?

Merkel beschleunigt seine Schritte. Und erst, als schon die Häuser von Hörnebach sich vom Nachthimmel abheben, durchfährt ihn schmerzhaft die Erkenntnis, daß ihm auch die Flucht nichts mehr nützen kann. – Auf der Straße steht ja noch sein Auto, das ihn verraten wird. Und er hat den Verletzten hilflos auf dem Asphalt liegen lassen! Zwar sah er aus wie tot – aber vielleicht hätte man ihm doch noch helfen können?

Ratlos bleibt Friedo Merkel stehen. Er weiß nicht, soll er nun noch bis ins Dorf weiterlaufen, um Hilfe zu holen, oder sofort zurückhetzen? Da sieht er plötzlich im schwachen Mondlicht einen jungen Mann herankommen, und sofort fühlt er erleichtert, was zu tun ist.

„Bitte, helfen Sie!“ stößt er aufgeregt hervor. „Rufen Sie schnell einen Arzt, ich habe einen Mann angefahren – er liegt vorn auf der Straße!“

Entgeistert starrt ihn der andere an. Dann scheint er begriffen zu haben. „In Ordnung“, sagt er, „einen Arzt holen.“ Damit wendet er sich wieder in Richtung Dorf.

„Moment!“ ruft Merkel, dessen Verstand jetzt wieder normal arbeitet, ihm noch hinterher. „Wie heißen Sie?“

„Paul . . .“, schreit der junge Mann zurück, „Paul Weise!“

Atemlos langt Friedo Merkel wieder bei der Chaussee an. Er holt Verbandskasten und Taschenlampe aus seinem demolierten Fahrzeug und wendet sich der Stelle zu, wo der Verletzte liegt – liegen müßte. Er ist jedoch nicht mehr da. Erschreckt sucht Friedo die nähere Umgebung ab, leuchtet in den Straßengraben. Vergeblich. Und als Minuten später die Verkehrspolizei eintrifft, stottert er, noch immer



Illustrationen: Kurt Küfer

fassungslos: „Er ist weg, verschwunden, nicht mehr zu finden."
Erst auf der Verkehrsunfallbereitschaft des Volkspolizeikreisamtes erfährt Merkel, daß es mit dem Verschwinden des Verletzten eine ganz normale Bewandtnis hat: Ein anderer Kraftfahrer, der am Ort des Unfalls vorbeigekommen war, hatte ihn aufgefunden und ins Kreiskrankenhaus gebracht. Danach war auch die Verkehrspolizei benachrichtigt worden.
„Zwanzig Minuten später, und der Mann wäre verblutet", sagt einer der Volkspolizisten mit ziemlicher Schärfe. „Noch immer schwebt er in Lebensgefahr – und Sie, Mann, Sie laufen einfach davon!"
„Ich wollte Hilfe holen", versucht Friedo sich zu rechtfertigen; aber seine Stimme klingt unsicher.
„Hilfe holen!" knurrt nun der andere wütend. „Ich will Ihnen mal was sagen: Dieser Paul Weise, den Sie angeblich zum Telefon geschickt haben wollen, dieser ‚junge Mann', ist zweiundsiebzig Jahre alt – und ich wette, er lag, als Sie Ihre ominöse ‚Begegnung' hatten, friedlich in seinem Bett. – Na, Sie können sich darauf verlassen, wir kriegen das heraus. Und bis dahin muß ich Sie bitten, hierzubleiben!"
Im Nebenraum versucht sich Volkspolizeihauptwachtmeister Schreiter an einer Art Puzzlespiel. Aus einer größeren Anzahl rötlich gefärb-

ter Plastestückchen versucht er, den Gegenstand, den sie ursprünglich einmal darstellten, wieder zusammenzukleben.
„Na, hast du alles beisammen?“ fragt ihn, eilig ins Zimmer tretend, der Genosse, der Merkel vernommen hatte.
„Alles beisammen!“ bestätigt Schreiter mit rätselhaftem Lächeln. „Sogar mehr als wir erwartet haben. – Schau her! Das ist die vordere rechte Blinkleuchte des F 9. – Und dann blieb eigentümlicherweise noch ein Rest. Er ergibt eindeutig eine Motorradblinkleuchte!“
„Na, das ist toll! Wie kommt das Ding ausgerechnet an den Ort des Unfalls?“
„Vielleicht ein Zufall?“
„Vielleicht – aber dann wirklich ein sehr seltsamer!“
Kaum ist die Sonne aufgegangen, knattert Hauptwachtmeister Schreiter mit seinem Beiwagen-Krad auf der Straße nach Schwalbenberg dahin, über die vor wenigen Stunden erst Friedo Merkel mit seinem F 9 fuhr.
Auf dem Sozius hat Schreiter einen ‚ausgeborgten‘ Kriminaltechniker, Leutnant Fritz Köhler. Hinter der Großenecker Biegung ist die Straße übersichtlich wie eh und je. Nur das inzwischen an die Seite gerückte PKW-Wrack sowie Blutspuren auf dem Straßenbelag verraten, daß hier ein Unglück passiert ist.
Sorgsam untersucht Leutnant Köhler den Asphalt; dann schaut er sich das ramponierte Auto an und liest schließlich mit Interesse ein handgemaltes Plakat an jenem Telegrafenmast, der Merkels Fahrt beendete.
„Sagen Sie, Genosse Schreiter“, wendet er sich dann an den Hauptwachmeister, „dieser Feldweg, der hier die Straße kreuzt, führt doch von Miltwitz nach Hörnebach?“ Der Verkehrspolizist bestätigt das.
„Dacht' ich mir's doch“, murmelt Köhler. „Lesen Sie mal!“
„Großer Tanzabend!“ steht auf dem Plakat. „Besucht am Sonnabend das Konsum-Gasthaus Miltwitz. Beginn 19.30 Uhr.“
„Na und?“ fragt Schreiter zögernd. „Ich verstehe nicht . . .“
„Können Sie auch noch nicht“, meint Köhler schnell. „Aber sehen Sie einmal her: Das da sind schwarze Lacksplitter und dies dort Kratzspuren auf dem Straßenbelag, die beide nicht von dem F 9 stammen.“
„Das heißt . . .“
„Das heißt zunächst, daß wir uns einmal sorgfältig den Weg nach Hörnebach betrachten!“
Die beiden Volkspolizisten brauchen gar nicht lange zu suchen. Kurz vor dem Dorf holen sie hinter einer Kartoffelmiete ein Motorrad hervor. Seine schwarze Farblackierung weist frische Abschürfungen auf – und am rechten Lenkerende fehlt die Blinkleuchte.
Wie der Wind braust Hauptwachtmeister Schreiter zum nächsten Fernsprecher, um an Hand des polizeilichen Kennzeichens den Kraftfahrzeughalter feststellen zu lassen. Auch das ist ziemlich schnell erledigt.
Erschrocken starrt der neunzehnjährige Helmut Ellerbeck auf die beiden Volkspolizisten, die ihn früh um halb acht aus dem Bett holen. Zuerst erfaßt er gar nicht, was die von ihm wollen, denn sein Gehirn ist noch ziemlich



alkoholumnebelt. Dann begreift er und sinkt stöhnend auf einen Küchenstuhl.

„Glauben Sie mir“, bringt er schließlich heraus, „ich habe von dem Unfall keine Ahnung – ich weiß ja nicht einmal, wie ich selbst nach Hause gekommen bin.“

Grimmig schaut ihn Leutnant Köhler an. „Aber daß Sie sich nach dem Tanz in Miltwitz auf Ihr Motorrad geschwungen haben – daran werden Sie sich wohl noch erinnern!“

Totenbleich schüttelt Ellerbeck den Kopf. Seine Mutter jammert: „Junge, was hast du nur angerichtet – aber du wolltest ja nie hören, wenn ich immer sagte, du sollst nicht trinken.“

In diesem Augenblick geht die Tür auf, und ein junges Mädchen tritt ein.

„Guten Morgen, Helmut! Hier bringe ich deinen Zündschlüssel. Bist du wieder an Deck?“ Verwundert schaut sie dann auf den ungewöhnlichen Besuch.

Aber auch die beiden Volkspolizisten sind erstaunt, und Köhler fragt:

„Wie kommen Sie zu dem Schlüssel, Fräulein . . .?“

„Wendler, Gudrun Wendler. – Ganz einfach, ich habe ihn gestern in Miltwitz dem Helmut weggenommen, er war ja betrunken. – Wieso? Was ist denn los?“

Mit wenigen Worten erklärt ihr Hauptwachtmeister Schreiter den Sachverhalt.

„Nein“, sagt da Gudrun entschieden. „Mit dieser Sache hat Helmut nichts zu tun. Ich habe ihn selbst nach Hause gebracht – zu Fuß! –, lange bevor der Tanz zu Ende war.“

„Fräulein“, erklärt Köhler leise aber bestimmt, „ich rate Ihnen, sich vor einer falschen Aussage zu hüten. Sie könnten da in eine eklige Situation kommen.“

„Wo denken Sie hin?“ meint das Mädchen nun empört. „Was ich gesagt habe, kann ich beschwören. Außerdem sind wir gesehen worden, denn hinter dem Dorf trafen wir ein Pärchen, das sich noch mächtig amüsiert hat, weil der Helmut immer so hin und her schwankte.“

„Und wer war das?“ fragt Schreiter gespannt.

„Ja, darauf habe ich natürlich nicht geachtet. Ich hatte genug mit Helmut zu tun.“

„Na gut“, meint Leutnant Köhler nachdenklich, „das läßt sich gewiß herauskriegen. – Also muß jemand das Motorrad unberechtigt benutzt haben.“

Da mischt sich unerwartet Helmut Ellerbeck ein. „Ausgeschlossen!“ erklärt er entschieden. „Die Maschine hat einen zusätzlichen Sicherheitsschalter in der Zündleitung. Niemand weiß, daß und wo ich ihn eingebaut habe.“

Fassungslos starrt ihn seine Freundin an.

„Willst du uns ins Gefängnis bringen?“ schreit sie los. „Du kannst mich doch nicht einfach als Lügnerin hinstellen!“

„Kommen Sie!“ sagt da der Leutnant zu Ellerbeck. „Wir müssen Sie erst einmal mitnehmen. Und Sie Fräulein“, wendet er sich mit einiger Schärfe an Gudrun, „werden uns demnächst Aufschluß über ihr seltsames Verhalten geben!“

„Entschuldigen Sie, Genosse Leutnant!“ meldet sich da eine Stimme von der Tür her. Ein Wachtmeister mit Sturzhelm steht auf der Schwelle. In der Hand aber hält er eine modische flache Mütze, wie sie von Jugendlichen, die sich etwas hervorheben möchten, derzeitig gern getragen wird. Es ist ein etwas auffälliges Modell, mit einer grellbunten Borte.

„Was gibt es?“ fragt Köhler. Da zeigt der Wachtmeister die Mütze vor. „Der Kraftfahrer, der den Verletzten wegbrachte, fand sie vorhin, als er seinen Wagen saubermachte. Der Verunglückte muß sie bei sich gehabt haben.“

„Na und?“ fragt Köhler verwundert. „Weshalb bringen Sie das Ding mir?“

Der Wachtmeister scheint ein wenig verlegen. „Na, ich dachte“, meint er, „es ist, weil sie dem Mann nicht gehören kann – sie ist zu klein.“

Köhler begreift, schnappt sich die Mütze und setzt sie wortlos dem Festgenommenen auf den Kopf. Doch seine Vermutung bestätigt sich nicht – auch Ellerbeck ist die Mütze zu klein! Nachdenklich schaut er den jungen Mann an. Wenn man annimmt, daß die Kopfbedeckung dem Täter gehört, dann kann Ellerbeck es nicht sein.

„Aber das ist doch Freddys Mütze!“ ruft Gudrun da aufgeregt. „Gestern hat er sie beim Tanz aufgehabt, und die anderen wollten sich fast totlachen.“

Wie ein Häuflein Unglück hockt „Freddy“ wenig später vor den Volkspolizisten.

„Daß Helmut einen Geheimschalter am Rad hat, weiß ich schon lange“, sagt er. „Ich habs mal beobachtet. Und als er gestern von Gudrun abgeschleppt wurde, dachte ich mir, fährst ihm das Rad vor die Haustür – trotz Schalter – mal sehen, was für ein dummes Gesicht er dann macht. Die Zündung kurzzuschließen war ja eine Kleinigkeit.“

„Sie haben eine Fahrerlaubnis?“ fragt Schreiter.

„Nein, deshalb . . . deshalb bin ich ja ausgerückt, als das Unglück passiert war“, erklärt der knapp achtzehnjährige Bursche stockend. „Aber ich wollte wieder zu dem Mann zurück – Ehrenwort! –, gleich, nachdem ich das Rad versteckt hatte.“

„Weil Sie Ihre Mütze beim Sturz verloren hatten?!“

„Nicht nur deshalb, glauben Sie mir! Ich wollte dem Mann wirklich helfen. Doch dann kam einer und sagte, er habe ihn angefahren, und ich war froh, aus der Sache raus zu sein.“

„Sie waren also ‚Paul Weise‘? Und weshalb verständigten Sie nicht sofort den Arzt, wie Ihnen aufgetragen war?“

Das Gesicht des jungen Mannes gewinnt etwas Farbe zurück. „Ich habs versucht – aber der Arzt war unterwegs. Und dann kam ja auch schon die Verkehrspolizei auf der Straße, mit ihren Scheinwerfern.“

„So – und weshalb dann der falsche Name? War es Ihnen nicht genug, e i n e n Menschen unglücklich gemacht zu haben?“

Hilflos zuckt „Freddy“ die Schultern, und seufzend klappt Köhler sein Notizbuch zu.

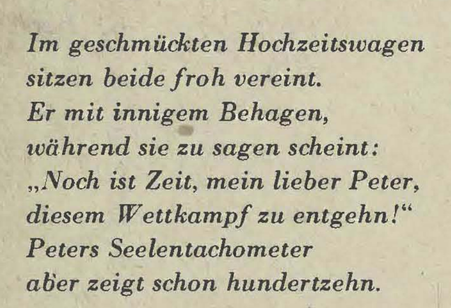


Trophy Fahrt mit Zweier-Mix

Für die Fahrt im Ehezweier
präpariert sich Erika
mit dem weißen Perlonschleier.
Schelmisch linst die Kamera.
Peters Augen sprechen Bände,
und nach Trophyfahrerart
überprüft er das Gelände.
Und dann geht es an den Start.





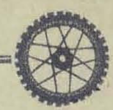


Im geschmückten Hochzeitswagen
sitzen beide froh vereint.
Er mit innigem Behagen,
während sie zu sagen scheint:
„Noch ist Zeit, mein lieber Peter,
diesem Wettkampf zu entgehn!"
Peters Seelentachometer
aber zeigt schon hundertzehn.

Rasch verrinnen die Minuten,
und die Spannung reißt nicht ab.
Tapfer zwingt man die akuten
Krisen vor dem Ehecup.
Sieggewohnt und sicher schreiten
Motorcrack und Kanubraut
durch das Tor der Seeligkeiten
an den Ort, wo man sie traut.

Und dann sitzt man vor dem Starter,
achtungsvoll verstummt der Scherz.
Peters Züge werden zarter,
und die Sonne scheint ins Herz.
Unvergänglich ist die scheue
Wonne dieses Augenblicks.
Schriftlich kriegt sie seine Treue.
Fertig ist der Zweier-Mix.





Wie man sieht, ist nach der Trauung
gleich ein Fotograf zur Hand,
der zwecks späterer Erbauung
beide auf die Platte bannt.
Und damit's dem Bild am Ende
nicht an Deutlichkeit gebricht,
setzt er sorgsam und behende
ihren Kuß ins rechte Licht.

Frisch getraut und schnappgeschossen
treten sie dann vor die Tür,
und es heben die Genossen
ihre Paddeln zum Spalier.
Eingerahmt von Glückwunschriegen:
Motor-As und Paddel-Stern.
Und wir sehen mit Vergnügen:
Was sich liebt, das küßt sich gern.

In so jungen Ehekreisen
gibt's noch keinen ernsten Zwist.
Dennoch lohnt's draufhinzuweisen,
wer der Haushaltsvorstand ist.
Nun: Bahn frei und Gas gegeben!
Wünschen euch nach altem Spruch:
Gute Fahrt ins Eheleben,
Dreier-Mix und niemals Bruch!

Hans Krause







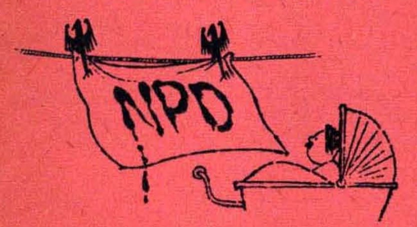
Im Oktober vergangenen Jahres heirateten in Markkleeberg die Weltmeisterin 1965 im Zweier-canadier-Mix, Erika Schönfeld, und Leutnant Peter Uhlig, sechsfacher Deutscher Meister im Motorgeländesport und viermaliger Teilnehmer der siegreichen DDR Trophy-Mannschaft.

AR-Cocktail

Bonn-Boun's

„Du, Tünnes, der Kai Uwe von Hassel ist jetzt nicht mehr Kriegsminister, sondern Vertriebenen-Minister!" – „Ich würde den Kerl lieber anders sehen!" – „Anders, Tünnes?" – „Klar: als vertriebenen Minister!"

„Tünnes, hier erklärt Philipp Pless vom hessischen DGB-Landesbezirk in Frankfurt/Main: „‚Die NPD ist ein Kind der Bonner Politik!'" – "Das sieht man schon an den Windeln!" – „Was denn, so klein?" – „Ach wo: so braun!"



Zeichnung: Klaus Arndt

„Hör mal, Willi Brandt wies den Einwand zurück, ein Nazi könne nicht Kanzler werden!" – „Trotzdem hat er immer behauptet, er stelle sich nicht hinter Nazis!" – „Und was macht er jetzt?" – „Er stellt sich davor!"

„Tünnes, für den ‚Ernstfall' plant Bonn u. a. ‚bis zum Einsatz militärischer Kräfte bestimmte Maßnahmen'!" – „Kenn ich! Zuerst planen die Notstandsstrategen ‚durchgreifende Maßnahmen'!" – „Und später?" – „Später ‚raumgreifende'!"

„Tünnes, schreibt das westdeutsche ‚Handelsblatt': ‚Minister und Soldaten werden mit Atombomben jonglieren!'" – „Hm, ein richtiger Jongleur muß aber hochwerfen!" – „Und Bonn?" – „Bonn will abwerfen!"

H. Lauckner



(Italien)

Unter dem Himmel von Florenz

Das Florenz unserer Tage ist der Schauplatz der Handlung. Während einer schlaflosen Nacht, in der er über die Gründe nachgrübelt, die bisher sein Dasein regierten, zwingt sich der Held dieses Films Bruno (Sami Frey) – ein junger Mann von noch nicht zwanzig Jahren – unerbittlich, im Lichte der Vernunft die wesentlichen Augenblicke seines bisherigen Lebens noch einmal zu durchdenken.
Da sind die Erlebnisse aus der Kindheit. Die Liebe zu seiner Mutter, sein Verhältnis zu seinem großen Freund Millo, der ihm den Vater ersetzt. Millo, ein ausgezeichneter Facharbeiter, Gewerkschaftsfunktionär in der „Gali", der größten Fabrik Florenz', hat Bruno die Augen für das wirkliche Leben um ihn herum geöffnet, durch ihn findet später auch der junge Mann den Weg in die Reihen der klassenbewußten Arbeiter.
Und da ist schließlich Lori (Catherine Deneuve), das große Erlebnis einer jungen Liebe; einer Liebe, die nur sechs oder sieben Monate gewährt hatte, die aber Bedeutung für ein ganzes Leben gewann. Lori stirbt.
Die Nacht seiner Lebensbeichte bringt Bruno nicht den Tod der Verzweiflung, sondern die Kraft zum Leben. Er erkennt den Sinn seines eigenen Strebens, und er begreift, daß das Leben ein tägliches Engagement, eine ständige Entscheidung fordert.
In dieser Geisteshaltung wird Bruno am Ende des Films als Facharbeiter in die „Gali" gehen, um dort im Sinne Millos, der die Kündigung erhalten hat, weiterzuwirken. *-RS-*



Aufladbare Taschenlampe

Erfahrungen haben gezeigt, daß Taschenlampen mit aufladbaren, gasdichten Akkus gegenüber den Lampen mit Batterien einige Vorteile besitzen. Man kann sie nachladen, hat einen geringeren Materialverschleiß und dadurch niedrigere Betriebskasten.
Bild 1 zeigt eine Taschenlampe, in die zwei Akkus ETS und die Ladeeinrichtung eingebaut wurden.
Zur Gewinnung von 4 V Ladespan-

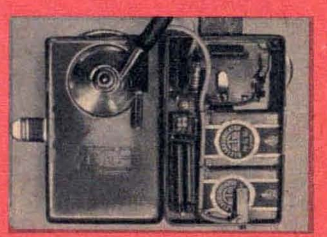


Bild 1: Taschenlampe mit Akkus und Ladeteil.



Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau, 331 S., 7,50 MDN

Oles Gontschar: „Mensch und Waffen"

Unbeschwert leben diese Studenten. Sie bereiten sich auf Prüfungen vor, träumen von künftigen Aufgaben, durchkosten die bittersüßen Stunden der ersten Liebe. Die Welt steht ihnen offen, und sie sind willens, sie in Besitz zu nehmen. Noch ahnen sie nicht, wie alles anders kommen wird, und sie sind viel zu arglos, um nur annähernd ermessen zu können, was ihnen und ihrem Land bevorsteht: Man schreibt den 22. Juni 1941. Es ist selbstverständlich, daß sie sich freiwillig melden, daß sie von ihrer Freistellung von der Armee keinen Gebrauch machen. Nicht für alle, doch für die meisten. Und auch Bogdan Kolossowski, dessen Vater als „Staatsfeind" verurteilt ist, setzt es durch, mit seinen Freunden eingezogen zu werden.
Die Ausbildung ist kurz, die Deutschen sind nah. Gladun, ihr Ausbilder, erspart ihnen nichts. Doch an der Front, wenig später, müssen sie erkennen, wie nützlich seine Härte war; es offenbart sich ihnen dann allerdings auch, daß ihr mehr verwünschter als geliebter Ausbilder nicht der ist, für den sie ihn halten mußten.
Die Kämpfe sind deprimierend, die Opfer furchtbar, die faschistische Übermacht ist erdrückend. Heute wissen wir, daß in diesen Niederlagen der Keim zum Sieg lag. In diesen Gefechten reibt sich das Studentenbataillon auf. Gontschars Buch berührt in seiner Thematik Simonows „Die Lebenden und die Toten", in seinem Geist den folgenden Band, der darstellt, daß man nicht als Soldat geboren wird. Gontschar bleibt schmaler als Simonow, er wendet sich einzelnen Soldaten zu, die glaubten, Student zu sein und ein Leben in Frieden führen zu können. Und hier setzt das Buch neue Akzente, es wiederholt nicht. Der Autor berührt und bewegt besonders dort, wo uns das Geschick der jungen Menschen nahegebracht wird; der unheimliche Kontrast ihrer Empfindungen für das Leben und das Gespenst des Krieges im Hintergrund, ihr Heldenmut und ihre Trauer über das, was sie verlieren, ohne es überhaupt völlig gewonnen zu haben, ihre Hingabefähigkeit und ihr Glaube an Sieg und Frieden. *Thomas*

---

nung wird der Spannungsabfall an einem Kondensator ausgenutzt. Bild 2 zeigt die Schaltung für das

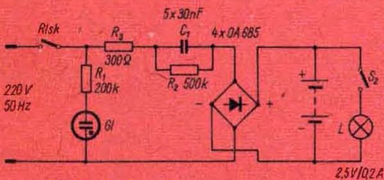


Bild 2:
Schaltung für das Ladeteil. „Rlsk" ist ein Relaiskontakt, der bei hinreichender Aufladung (Anschwellen des Akku-Plastegehäuses) abhebt und die Lampe vom Netz trennt.

Ladeteil, das mit 10 mA Ladestrom arbeitet. Die Gleichrichtung der Ladespannung übernehmen vier Germaniumdioden OA 625 in Graetzschaltung. Der Kondensator 0,15 μF soll wenig Platz beanspruchen, deshalb wurden fünf Rohrkondensatoren 30 nF parallelgeschaltet. Die Widerstände haben eine Belastbarkeit von 0,1 W.

Für viele Anwendungszwecke kann die Lampe noch erweitert werden. Bei Anbau eines zweiten Gehäuses läßt sich die Lichtleistung durch zusätzliche Akkus erhöhen. Außerdem kann eine Blinkschaltung mit zwei Transistoren eingebaut werden (siehe dazu „funkamateur", Heft 9/1966).

W. Koch



UNTERLEUTNANT WOLFGANG JAHN

Geboren: 22. 8. 1943, Beruf: Dreher, Klub: ASK Vorwärts Leipzig, größte Erfolge: Über 50 Spiele in der Basketball-Nationalmannschaft, 3mal Deutscher Meister mit dem ASK Leipzig.



Wolfgang Jahn war nicht von Anfang an Basketballer. Als Jugendlicher versuchte er sich in verschiedenen Sportarten. Wie die meisten Jungen jagte er zuerst dem Fußball nach, dann sprintete er und sprang weit – bis man den 16jährigen schließlich für das Spiel der langen Männer entdeckte. Mit seiner bereits damals recht respektablen Größe von 1,90 Meter und seinen guten athletischen Anlagen schien er jedenfalls dafür prädestiniert. Und in der Tat, jetzt war er im richtigen Metier. Bereits ein Jahr später gehörte er zur Jugendauswahl der DDR.
1961 meldete sich Wolfgang Jahn freiwillig für den Dienst in der NVA, und noch im gleichen Jahr wurde der talentierte Basketballer zum ASK nach Halle versetzt. Hier entwickelte sich der kräftige, trotz seiner Größe sehr bewegliche Athlet zu einer wichtigen Stütze der Armeemannschaft. Mit konstanten Leistungen sicherte er sich einen festen Platz auch in der Nationalmannschaft, und er hat durchaus das Zeug, ein Spieler internationaler Klasse zu werden.
Allen politischen Ereignissen sehr aufgeschlossen, war es eigentlich ganz folgerichtig, daß er vor einem Jahr Kandidat der SED wurde. Regelmäßig besucht Wolfgang Jahn die Leipziger Theater, und die Farbdias von seinen vielen Auslandsreisen füllen bereits mehrere Abendprogramme. **Wi.**

Zuwachs bei „Kalaschnikows“

MAJOR HEINZ KNÖPPLER



Mündungsfeuerdämpfer mit Längsnuten.



Schweres Maschinengewehr PK mit Zweibein.



Das sMG (PKS) auf Dreibeinlafette. Das Zweibein ist nach vorn geklappt.

Die Familie der bekannten „Kalaschnikow“-Schützenwaffen ist wieder um ein Mitglied stärker geworden. Zu den Maschinenpistolen und dem leichten Maschinengewehr gesellte sich ein schweres MG, das Modell PK bzw. PKS*, das in der Sowjetarmee das bisherige Kompanie-MG ablöst. Schon der Name sagte uns, daß es sich auch hier wieder um eine hervorragende und zuverlässige Schützenwaffe handelt. „Kalaschnikow“ bürgt für Qualität, das drückt auch die nachstehende Tabelle aus, die uns einige Fakten der Überlegenheit dieses neuen sowjetischen sMG gegenüber vergleichbaren Typen der NATO zeigt:

Waffe	MG-M-60 (USA)	(Frankr.) MG-M-52	MG-PK/PKS (UdSSR)
Kaliber (mm)	7,62	7,62 (7,5)	7,62
Masse (kg)			
– mit Zweibein	10,4	11,2	9,0
– mit Lafette	19,3	21,7	16,7
Länge (mm)	1092	1245	1200
Praktische Feuergeschwindigkeit (Schuß/min)			
– mit Zweibein	100	100	250
– mit Lafette	250	250	250

Das sMG ist die wirkungsvollste Waffe der mot. Schützenkompanie im Angriff und in der Verteidigung. Durch Überschießen, d. h. durch das Feuer über die eigene vorgehende Truppe (die Flugbahn der Geschosse weist eine starke Krümmung auf), kann der Angriff tatkräftig unterstützt werden. Das für ein sMG relativ geringe Gewicht läßt auch das Schießen aus der Bewegung zu. In der Verteidigung gewährleistet der günstige horizontale Schußsektor bis etwa 90 Grad, lebende Kräfte und Feuermittel des Gegners wirksam zu bekämpfen.

Als Munition werden Patronen mit Stahlkern-, Leuchtspur- und Panzerbrandgeschossen (Langpatronen) verwendet. Geschossen wird in kurzen (bis 10 Schuß) oder langen Feuerstößen (bis 30 Schuß) bzw. mit Dauerfeuer. Dabei werden die gegurteten Patronen aus Gurtkästen zugeführt, die 100, 200 oder 250 Stück fassen.

Die Visiereinrichtung erlaubt gezieltes Feuer bis 1500 Meter. Die günstigste Schußentfernung, sowohl gegen Erd- als auch gegen Luftziele, liegt im Bereich bis zu 1000 Meter. Die praktische Feuergeschwindigkeit beträgt 250 Schuß je Minute. Der Lauf wird luftgekühlt. Bei Dauerfeuer muß er nach 500 Schuß gewechselt werden.

Um in den verschiedensten Anschlagarten (liegend, sitzend, kniend) schießen zu können, ist das sMG mit einem Zweibein und einer Dreibeinlafette ausgerüstet. Letztere ermöglicht die Bekämpfung von Erd- und Luftzielen auf die maximale Feuerentfernung und steigert die Wirksamkeit der Waffe. Luftziele können im Rundumbeschuß (360°) bekämpft werden.

Die Höhe der Feuerlinie ist durch Regulieren der Dreibeinstützen veränderlich. Sie beträgt für die einzelnen Anschlagarten: liegend 320 mm; kniend 820 mm und sitzend 580 mm.

Was ist neu, welche Besonderheiten und Weiter-

* PK und PKS = russ. Abkürzung für MG „Kalaschnikow“ sowie MG „K“ mit Dreibeinlafette.



Das sMG vorbereitet für den Anschlag „kniend". Die MG-Halterung ist aufgerichtet.

Werden Luftziele bekämpft, ist die Halterung voll „ausgefahren".

entwicklungen gibt es in der Konstruktion der einzelnen Teile und in der Automatik? Das bekannte Kalaschnikow-System mit seinem Drehverschluß garantiert auch bei dieser neuen Waffe, daß Hülsenreißer* mit den damit verbundenen Hemmungen in der Automatik so gut wie ausgeschlossen sind.

Der **LAUF** ist auswechselbar. Er wird im Gehäuse durch eine Laufsperre gehalten. Sollte er beim Wechseln im Gehäuse verklemmt sein (Hitzeentwicklung bei Dauerfeuer), so wird er mit Hilfe des drehbar gelagerten Tragegriffes unter Hebelwirkung aus dem Gehäuse herausgedrückt.

An Stelle eines Mündungsfeuerdämpfers mit Trichterform hat das sMG einen zylindrischen erhalten, der gleichzeitig die Waffe beim Schuß stabilisiert. Hierzu dienen fünf Längsnuten, die so in den Mündungsfeuerdämpfer eingearbeitet sind, daß die ausströmenden Pulvergase die Waffe beim Schuß nach unten drücken.

Am **VERBINDUNGSSTÜCK** befindet sich ein Regler, der dazu dient, den Anteil der Pulvergase, der zur störungsfreien Arbeit der Automatik gebraucht wird, vom Lauf auf den Gaskolben überzuleiten. Der Schütze kann mit Hilfe einer Patronenhülse den Regler verstellen, ohne ein weiteres zusätzliches Gerät zu gebrauchen. Das ist wichtig, weil die unterschiedlichen Bedingungen (z. B. Staubentwicklung u. a.) gesonderte Einstellungen verlangen.

Die **VISIERKLAPPE** ist bei diesem sMG so angeordnet, daß es ohne Schwierigkeiten und ohne den Schützen zu gefährden eingestellt werden kann. Bisher waren die Visierklappen so angebracht, daß der Schütze beim Einstellen der Schußentfernung den Oberkörper anheben mußte.

Das **ZWEIBEIN** ist am Führungsrohr und nicht am Lauf, wie bisher üblich, befestigt und kann in drei Stellungen gehalten werden (nach vorn, nach hinten und in Kampflage).

Die **ZUFUHREREINRICHTUNG** ist völlig neu gestaltet. Die bisher bekannten Hebelgestänge, wie z. B. am lMG-D, sind weggefallen. Am „Kalaschnikow"-sMG ist sie äußerst einfach als Klaue, ohne lange Hebel und weitgehend störunempfindlich gehalten. Das vermindert stark die Gefahr, daß durch Verbiegen oder Verklemmen Hemmungen auftreten.

Die **STAUBSCHUTZDECKEL** öffnen und schließen sich beim Schießen automatisch. Zum Schießen aus der Bewegung kann der Gurtkasten für 100 Patronen an der Waffe befestigt werden.

In der äußeren Form des sMG fällt der eigenwillig gestaltete **KOLBEN** besonders auf. Trotz der zweckmäßigen Leichtbauweise, die eine bessere Handhabung beim Schießen zuläßt, sind noch Ölbehälter und Reinigungsgerät darin untergebracht.

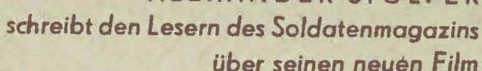
Die drei Stützen der **DREIBEINLAFETTE** können jede für sich verstellt werden, um Bodenunebenheiten auszugleichen. Die MG-Halterung ist so konstruiert, daß sie zur Anschlagsart „kniend" sowie zum Schießen auf Luftziele ausgeklappt werden kann.

Das schwere Maschinengewehr „Kalaschnikow" erbringt erneut den Beweis der kontinuierlichen Weiterentwicklung und Vervollkommnung der herkömmlichen Waffen in der Sowjetarmee.



* Hülsenreißer nennt man beim Schießen geplatzte Patronenhülsen, die sich nicht ausziehen lassen.

Exklusiv für AR



Regisseur
ALEXANDER STOLPER
schreibt den Lesern des Soldatenmagazins
über seinen neuen Film

Man wird nicht als Soldat geboren

Unweit der Stadt Rjasan, etwa 200 Kilometer südlich Moskaus, wiederholt sich dieser Tage vor sowjetischen Kameras, was vor 24 Jahren Wirklichkeit war: Die heroische Verteidigung Stalingrads und der ruhmlose Untergang der 6. faschistischen Armee. Die Verfilmung des berühmten Simonow-Romans „Man wird nicht als Soldat geboren" ist in vollem Gange.

Alexander Stolper, der durch seine Verfilmung von Polewois „Geschichte vom wahren Menschen", Ashajews „Fern von Moskau" und Simonows „Die Lebenden und die Toten" weit über die Grenzen der Sowjetunion hinaus als Drehbuchautor und Regisseur bekannt ist, schrieb nachstehende Gedanken zu seinem neuen Film kurz vor Beginn der Dreharbeiten im Dezember 1966.

Lassen Sie mich, liebe deutsche Freunde, zuerst ein paar Worte über meine Freundschaft mit Konstantin Simonow sagen. Sie währt bereits ein Vierteljahrhundert. Unser erster Film erschien 1941 auf der Leinwand, und seither sind es ein halbes Dutzend geworden. Noch nie haben wir einander so gut verstanden, wie bei der Verfilmung seines Romans „Die Lebenden und die Toten". Auch jetzt, da wir uns mit dem zweiten Teil seiner Trilogie beschäftigen, fühle ich, wie mich jede Zeile des Romans „Man wird nicht als Soldat geboren" tief berührt und erschüttert. Und aufs neue durchlebe ich jene Zeit, die man nicht vergessen kann.

Oft werde ich gefragt, warum es mich immer wieder drängt, zu den Geschehnissen des Krieges zurückzukehren. Diese Periode des Lebens meines Volkes bewegt mich vor allem als Mensch. Ich meine, daß die heute Zwanzigjährigen wissen müssen, wofür ihre Väter in diesem Alter starben, daß sie um des Lebens und Friedens willen daran denken müssen.

Außerdem sind die Kriegsereignisse für mich als Künstler nach wie vor von großem Interesse. Als ich beschloß, die auch Ihnen bekannten Werke Konstantin Simonows zu verfilmen, wollte ich nicht nur die längst bekannte Wahrheit wiederholen, daß der Krieg jeden Augenblick Qualen, Entbehrungen und Tod mit sich bringt, sondern auch die verborgensten Charakterzüge der Menschen offenbart. Wenn man an der Front steht und damit rechnen muß oder in aussichtsloser Situation sogar weiß, daß man wenig später kämpfend sterben wird, dann offenbart sich die Charakterstärke und die Mo-





Vor Drehbeginn: Der Maler I. Plastinkin unterbreitet Alexander Stolper und seinem Chefkameramann Nikolai Olonowski (v. l. n. r.) Entwürfe für die bei Rjasan zu errichtende Filmstadt. Links unten: Entwurf für eine zerstörte Kirche. Rechts unten: Deutsche Kriegsgefangene sammeln sich an der Ruine der Stalingrader Brauerei

ral jedes Menschen. Wer darauf nicht vorbereitet, sondern schwach und wankelmütig ist, wird in dieser Bewährungsprobe versagen. Beide Filme wollen zeigen, wie lebensnotwendig der Militärdienst ist – für uns alle und für jeden einzelnen. Und nicht um zu sterben, sondern um zu leben und zu siegen.

Konstantin Simonow und auch ich haben jene furchtbare Zeit, über die ich spreche, durchgemacht. Unser Chefkameramann Nikolai Olonowski, die Darsteller der Hauptrollen Anatoli Papanow und Kirill Lawrow waren ebenfalls im Kriege, und auch unser ausgezeichneter Architekt, Genosse Wolkow, hat gekämpft. Daß wir Teilnehmer der Ereignisse waren, die Simonow schildert, hilft uns sehr in der Arbeit am Film.

Wie Sie wissen, erlebte Teil eins der Trilogie als Film im Jahre 1964 seine Premiere. Inzwischen wurden 100 Millionen Zuschauer zu





Im Film „Die Lebenden und die Toten" setzten Anatoli Papanow in der Rolle des Generals Serpilin und Kirill Lawrow als Militärjournalist Sinzow neue Maßstäbe für die Darstellung positiver Helden

Augenzeugen jener schwersten und heroischen Tage des Großen Vaterländischen Krieges, als die sowjetischen Soldaten den Schlag der faschistischen Truppen auf sich nahmen. Dieser Film war den Menschen gewidmet, die den Krieg um den Preis ihres Lebens schon im Juli 1941 gewannen. Das war jener furchtbare und tragische Monat, den die faschistischen Generale fünfzehn Jahre später den „Monat der betrogenen Erwartungen, der Erfolge, die kein Sieg wurden", nannten.

Schon nach Fertigstellung dieses Filmes beschloß unsere gesamte Aufnahmegruppe, die Verfilmung der Trilogie fortzusetzen. Nun, im November 1966, ist die Vorbereitungsetappe abgeschlossen; die Schauspieler sind endgültig bestätigt.

Unweit von Rjasan haben Architekten eine große Stadt aufgebaut, Ruinen, in denen man das Stalingrad Ende des Jahres 1942 wiedererkennen kann. Die Ereignisse des Films vollziehen sich in der Zeit zwischen der Neujahrsnacht 1942/43 und der Gefangennahme des Feldmarschalls Paulus Ende Januar. Wir gedenken den Film bis zum November 1967 fertigzustellen, und da sich die Handlung im Winter abspielt, ist begreiflich, welche Schwierigkeiten uns erwarten. Um so mehr, als wir in den kurzen Wintertagen zwei Teile drehen müssen.

In unserem ganzen Streifen gibt es eigentlich nur zwei Hauptpersonen – die Ihnen bekannten Helden Serpilin und Sinzow, die übrigens wieder von Anatoli Papanow und Kirill Lawrow gespielt werden. Was die übrigen betrifft, so sind sie nur kurz auf der Leinwand zu sehen. Das schafft für uns zusätzliche Schwierigkeiten, denn für den Regisseur und den Darsteller ist es sehr kompliziert, episodische Rollen zu gestalten, in denen der Schauspieler nur wenig Zeit hat, den Charakter seines Helden voll zu offenbaren.

Die Kinematografie nennt man schon längst eine Industrie mit genau vorausberechnetem Produktionsprozeß. Aber die Zahl der Überraschungen in diesem Bereich der Kunst nimmt nicht ab. Das bestätigte sich auch mit „Die Lebenden und die Toten".

Nach Beendigung der Dreharbeiten entdeckten wir bei der Durchsicht des aufgenommenen Materials im Schnittraum, daß die Hauptfigur Serpilin geworden war, während es eigentlich der Militärjournalist Sinzow sein sollte, mit dessen Augen der Zuschauer die Vorgänge auf der Leinwand verfolgt. War das dem Talent und Fluidum des ausgezeichneten Schauspielers Anatoli Papanow zuzuschreiben? Erwies sich seine Rolle in dramatischer Hinsicht als besonders vorteilhaft oder lag es an dem ungewöhnlichen Schicksal des Brigadekommandeurs? Wie es auch sei – jedenfalls kam es so, und das Ergebnis war vorzüglich. Serpilin wurde einer der größten Erfolge dieses Films. Jetzt haben wir diesen Zufall „eingeplant" – in unserem neuen Streifen wird Serpilin die Hauptperson sein. Doch wer weiß, welche Überraschungen uns noch erwarten?

(Das Material wurde uns durch die Presseagentur Nowosti übermittelt)



Von Major Ernst Gebauer

Axel war im Kino. Es ist spät, und er beeilt sich, nach Hause zu kommen. Obwohl es schon April ist, hier im Oberharz liegt noch Schnee. Er taut; hier und da bilden sich Pfützen, und es kostet im Finsteren Mühe, sie zu umgehen. Plötzlich treten Axel zwei Gestalten in den Weg.

„Bleib mal stehen, Kleiner!"

Zwei junge Männer, der eine hat ein Kofferradio umgehängt. Beide geben sich betont lässig. Freundlich beginnt der anscheinend Ältere das Gespräch.

„Du bist doch hier zu Hause. Wir sind Urlauber und haben uns verlaufen. Zeige uns bitte, wie wir ohne Scherereien aus dem Sperrgebiet kommen!"

Urlauber, die jetzt gegen 23 Uhr spazieren gehen? Axel stutzt. Das scheint ihm zumindest ungewöhnlich. Wie soll er sich verhalten?

Die beiden Männer werden ungeduldig. Der Kleine überlegt ihnen zu lange. Auch Axel merkt, daß er jetzt schnell handeln muß.

„Ich gehe mit und zeige Ihnen den Weg, sonst verlaufen Sie sich nochmal."

Zögernd folgen sie ihm. Es wird nicht gesprochen. Axel könnte mit ihnen auch keine Unterhaltung führen; er ist doch etwas aufgeregt und würde sich nur verraten. Er führt die Fremden nämlich in die falsche Richtung, zur Grenzkompanie.

Vergessen sind Kälte und Nässe. In Axels Kopf jagen sich die Gedanken. Wird es ihm gelingen, die Männer zur Kompanie zu bringen, ohne daß sie es merken? Und wenn er sie zu Unrecht als Grenzverletzer verdächtigt? Aber wie könnte er das feststellen? Fragen, mit denen er allein ist.

Axel muß an seinen Vater denken. Vater war lange Zeit Grenzposten. Sein Bild hängt noch heute an der Traditionstafel der Grenzkompanie. Die Grenzer ehren ihn, den jetzigen VP-Meister und Abschnittsbevollmächtigten, als guten Soldaten und ersten Grenzposten in ihrem

Illustration: Rudolf Grapentin

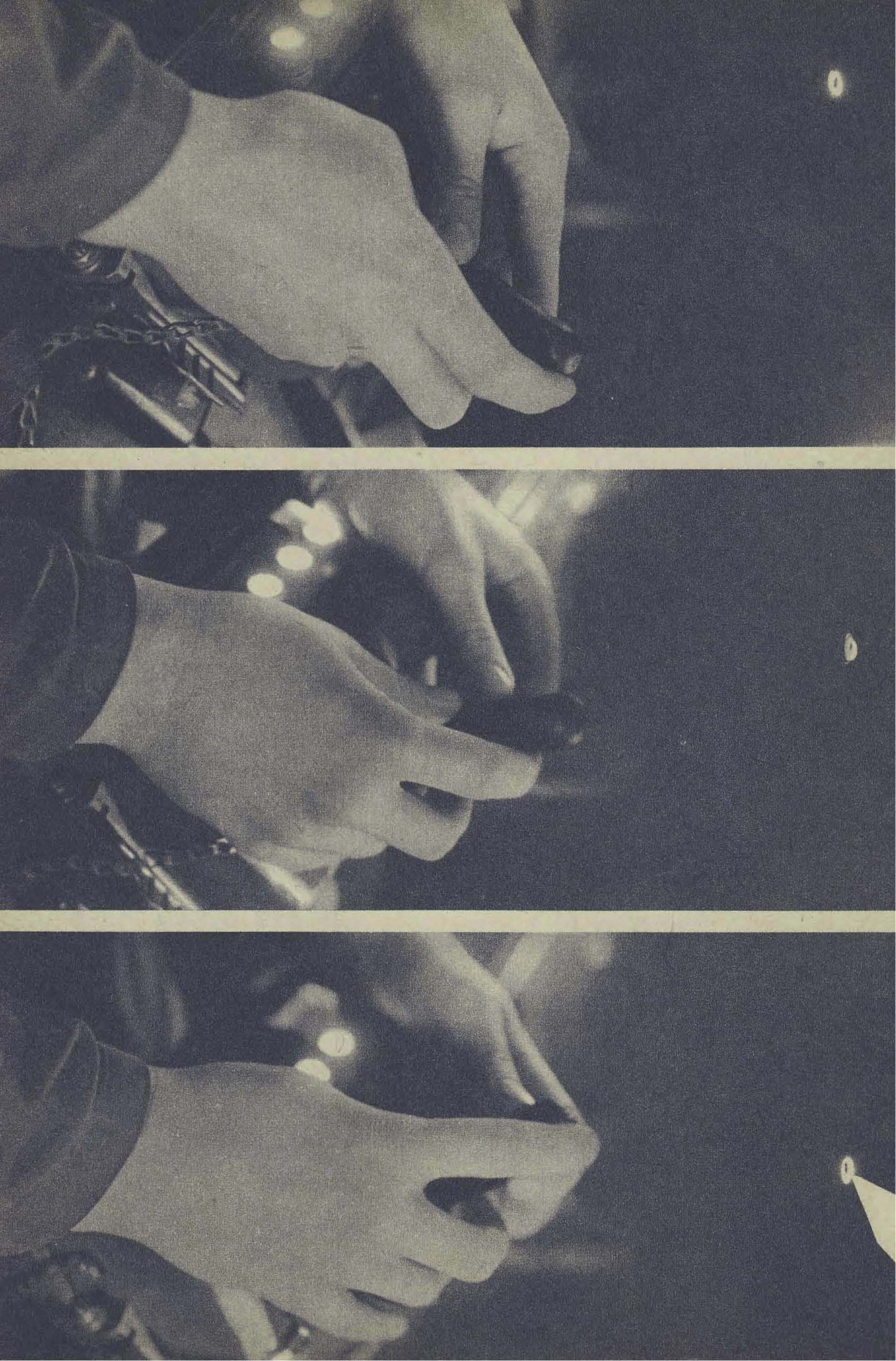
Abschnitt. Was würde er in dieser Situation tun, überlegt Axel. Bestimmt würde er sich genauso verhalten.
Unauffällig schaut Axel seine Weggefährten von der Seite an, als wolle er sich vergewissern, ob sein Verdacht berechtigt ist. Doch er kann nichts feststellen. Vielleicht haben sie sich doch nur verlaufen? Er kennt das ja. Er geht auch gerne in die Berge, wie die Urlauber, und kommt oft spät zurück. Doch die Berge sind Grenzgebiet, und da gelten eindeutige Gesetze. Ob er sich die Ausweise der Fremden zeigen lassen sollte? Sofort verwirft er diesen Gedanken. Sie würden nur stutzig werden.
Während Axel versucht, den Unbekümmerten zu spielen, eilen seine Gedanken drei Jahre zurück. Vater holte ihn damals spät abends aus dem Bett.
„Axel, du mußt schnell in den Ort laufen. Hugo, Franz und Erwin sollen sich sofort bei mir melden."
Vater brauchte seine VP-Helfer. Axel lief, so schnell er konnte. Er ahnte, daß es wichtig war. Gern hätte er in jener Nacht gewußt, was los war. Doch Vater ist in solchen Situationen nicht gerade redselig. Erst am Tage darauf erfuhr er es, als Vater seine „Auswertung in der Familie" machte, wie er es nannte. Ursache des Alarms war ein Grenzdurchbruch von Westdeutschland aus. Zwei republikflüchtige junge Männer waren im Auftrag einer Agentenorganisation in die DDR eingedrungen. Grenzposten hatten sie gestellt. Nach langem Zögern hatten sie zu Protokoll gegeben, den Auftrag zu haben, mehrere Personen nach Westdeutschland zu schleusen.
Damals zwei junge Burschen. Und heute? Axel schaut seine Begleiter an. Sie werden langsamer. Ob sie etwas bemerkt haben? Beide sind einen ganzen Kopf größer als er. Axel überlegt. Soll er nicht lieber weglaufen? Es ist kein Mensch auf der Straße, etwa ein Freund, ein Bekannter, dem er ein Zeichen geben könnte. Und der Weg zur Kompanie scheint ihm heute unendlich zu sein.
„Was ist das für ein Gebäude dort vorne?" will der mit dem Radio wissen und zeigt zur Unterkunft der Grenzkompanie. Axel erschrickt. Er spürt, wie ihm das Blut durch den Kopf schießt. „Unsere Jugendherberge!" antwortet er, fühlt dabei aber, daß das nicht allzu sicher klang. Kurz entschlossen sieht er auf seine Uhr. „Ihr geht mir zu langsam. Ich muß mich beeilen. Mutter wartet. Geht nur immer geradeaus!"
Sprichts und läuft davon, Richtung Grenzkompanie. Unterwegs ruft er so laut er kann: „Posten! Posten! Hierher! . . ."
‚Das ist doch Axel!' durchfährt es den Soldaten Sch., und er lauscht in die Nacht. Er reißt die MPi von der Schulter. Soll er die Straße hinunterlaufen? Aber als Hausposten? Da fällt ihm Axel schon fast in die Arme.
„Schnell! Die beiden dort! . . ."
Im Schein der Hausbeleuchtung hat der Soldat sie schon erkannt. Sie versuchen zu fliehen. Doch der Posten ist schneller. Sie fügen sich schließlich seiner Aufforderung und bleiben stehen.
Der Lärm hat die Wache alarmiert. Weitere Soldaten kommen auf den Hof gerannt. Die Festgenommenen werden ins Gebäude geführt.
Noch völlig außer Atem berichtet Axel, wie alles kam. Soldat Sch. muß sich gestehen, daß es ihm in seiner Grenzerzeit bei einer Festnahme noch nie so leicht gemacht worden war. Der Bengel lieferte ihm einfach zwei Männer genau an der Wache ab. Mut hat Axel mit seinen fünfzehn Jahren, das muß man ihm lassen.
Sie mögen ihn alle gern in der Kompanie. Wenn es ihm die Zeit erlaubt, kommt er zu ihnen in den Klub. Vor Tagen erst trafen sie sich bei einer Probe der Kompanietanzkapelle. Er brachte neue Bandaufnahmen mit und spielte sie den Soldaten für Neueinstudierungen vor. Wie freute sich Axel, als alle seine Auswahl lobten.
Nach ihm befragt, würde jeder in der Kompanie antworten: „Axel ist ein richtiger Grenzer!" Dieses Urteil besteht zu Recht. Schon 1963 konnten auf seinen Hinweis vier Personen festgenommen werden, die er geschickt überlistet hatte. Trotz Androhung von Prügeln hatte er ihnen den falschen Weg gewiesen und war mit dem Fahrrad davongefahren, um die Kompanie zu benachrichtigen. Als die Grenzsoldaten die Festgenommenen dem ABV, Axels Vater, übergaben, war dieser stolz auf seinen Jungen.
Heute hatte Axel sein Fahrrad zwar nicht dabei, aber trotzdem hatte er sich sehr geschickt verhalten. Oberleutnant B. jedenfalls, der OvD, der sich Axels Bericht angehört hatte, klopft ihm anerkennend auf die Schulter:
„Das hast du ausgezeichnet gemacht, Axel!"
Der Oberleutnant hatte schon länger vor, mit Axel über seine Leistungen in der Schule einmal „von Mann zu Mann" zu sprechen. Seine Noten in Mathematik und Physik könnten eine Aufbesserung vertragen, hatte der Oberleutnant von Axels Lehrer erfahren. Natürlich wird die Kompanie ihm helfen. Aber jetzt ist nicht die Zeit, mit Axel darüber zu sprechen. Gleich morgen wird er das tun.
Die Kontrolle der beiden Festgenommenen ergibt, daß sie sich tatsächlich unberechtigt im Sperrgebiet aufgehalten hatten. Sie sind auch keine Urlauber, wie sie vortäuschen wollten, sondern nach ihnen wird polizeilich gefahndet. Der eine von ihnen hatte bereits wegen Gewaltverbrechen eine längere Haftstrafe verbüßt. Anscheinend hatten die beiden eine neue Straftat begangen und wollten sich der Verantwortung durch die Flucht entziehen.
Auf dem Flur mustert der Oberleutnant nochmal die beiden jungen Männer. Sie sind Axel körperlich weit überlegen. Der eine war gar Gewaltverbrecher. Der Offizier wagt kaum daran zu denken, was Axel passiert wäre, wenn die beiden seine Absicht vorzeitig durchschaut hätten . . .
Nachdem die Grenzverletzer abgeführt sind, greift Oberleutnant B. zu einem Blatt Papier. Jetzt gleich wird er Axel zur Auszeichnung mit der Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst" vorschlagen. Morgen früh wird er den Antrag dem Kommandeur übergeben.



Im Sil 157 befindet sich das ideale Trainingsgerät für die Auswahl und Ausbildung von Raketenlenkschützen. 1 ... 2 ... 3 ... Der Soldat zählt die Sekunden. Der kleinste Druck gegen den Lenkknüppel wird zum Lenkkommando.

Ruhige Hand *und Falkenaugen*

Text: Hauptmann Lothar Kitzing • Fotos: Helmut Spisla





Die Augen an das optische Visier gepreßt erwartet Lenkschütze Bernd Hieke (22) das Kommando des Ausbilders. Oberleutnant Morawetz, rechts am Kontrollvisier, spricht ruhig: „Entfernung 1800 m; Geschwindigkeit 10 km/h."

„Feuerbereit!"

„Start!"

Bernd drückt den Startknopf und zählt die Sekunden.

. . . 1 . . . Da ist schon die Rakete im Visier! Mit 110 m/s jagt sie wenige Meter über dem Erdboden auf den Panzer zu.

2 . . . 3 . . .

Ruhig liegen die Hände auf dem Lenkpult, nur Daumen, Zeige- und Mittelfinger drücken fast unmerklich gegen den Lenkknüppel. Jede Bewegung löst einen Impuls aus, der über die Bodengeräte und zwei sich während des Fluges abspulende zwirnsfadendünne Stahldrähte auf die Rakete übertragen wird.

4 . . . 5 . . .

Gleich muß das Projektil um etwa ein Meter gesenkt und ins Ziel gesteuert werden.

6 . . . Senken! Jetzt ja nicht durchreißen!

„Ja – Treffer!"

„Gut! Weiter, der nächste Genosse ran!" Wieder setzt sich ein Soldat an das Pult. So geht es hier manchmal stundenlang. Raketenstart auf Raketenstart; pausenlos jagen die Flugkörper ins Ziel, aber – kein Krachen, keine Detonationen – fast lautlos geschieht alles; nur das leise Summen des Stromaggregats ist zu hören, denn – der Leser verzeihe dem Reporter – es handelt sich hier nicht um einen Schießplatz, sondern „nur" um das Trainingsgerät zur Auswahl und Ausbildung der Lenkschützen von Panzerabwehrraketen.

Bernd Hieke kommt freudestrahlend auf uns zu. „War's schwer?"

„Versuchen Sie es doch selbst einmal!"

Keine schlechte Idee. Der andere Soldat räumt bereitwillig seinen Platz, und ich schaue durch das Visier. Oberleutnant Morawetz hat Helmut Spisla an das Kontrollvisier gelassen. Vor uns liegt ein reales Gefechtsfeld, obgleich der Sil 157 mit dem Gerät auf dem Kasernengelände steht. In der Tiefe des Geländes ist ein kleiner Leuchtkreis bzw. eine Elipse zu sehen. Die Bewegungen dieses Leuchtkreises, der den Panzer imitiert, können vorher programmiert werden. Ich drücke den Startknopf. Ein winziger Leuchtpunkt (Trasser) schießt von oben her in das Sehfeld und fliegt in Richtung des Kreises. Ich drücke am Lenkknüppel und – der Leuchtpunkt saust zu Boden, weit vor dem Kreis. „Pech!" Die Umstehenden lachen.

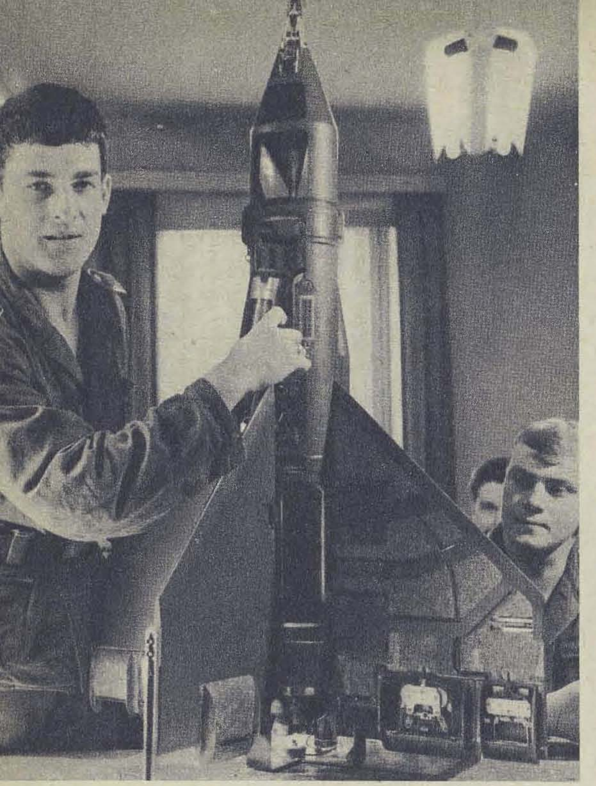
„Lenkschütz' werden ist schon schwer, Lenkschütz' sein noch viel viel mehr . . .", denke ich laut.

Genosse Hieke protestiert: „So schlimm ist es nun auch wieder nicht. Wer erst einmal alle Eignungsprüfungen überstanden hat, der hat es nicht leichter und nicht schwerer als ein Kraftfahrer oder ein Richtschütze an der Pak." ▶

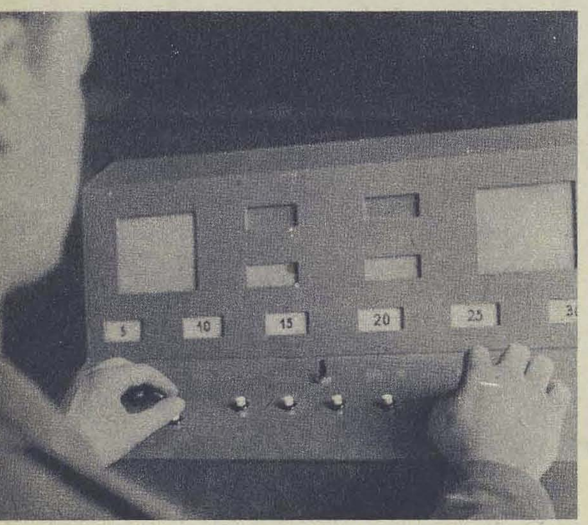
Vom Bildreporter in der Dunkelkammer fotografisch nachempfunden: Der Leuchtpunkt (Trasser) nähert sich dem Leuchtkreis.

Der Lenkschütze hat den Trasser gesenkt.

Der Punkt hat den Kreis erreicht. Treffer!



Am Schnittmodell 3 M 6 lernen die zukünftigen Lenkschützen den Aufbau, die Funktion und die Wirkungsweise ihrer Waffe kennen.



Im Zeittest wird das Zeitgefühl des Probanden geprüft. Der Ausbilder signalisiert z. B. „5 Sekunden", und der Proband drückt den Knopf, wenn er 5 Sekunden für verstrichen hält. Seine Armbanduhr muß er natürlich vorher einstecken. Ähnlich ist es beim Farb- und Reaktionstest. Der Ausbilder gibt mehrere Farben vor, und der Proband muß die zugeordneten Schalter betätigen. Der Ausbilder überprüft, ob und in welcher Zeit der Proband richtig reagiert hat.

Als er unsere Skepsis bemerkt, schmunzelt er und räumt ein, daß es nicht jedermanns Sache ist. „Bevor man überhaupt zur medizinischen Untersuchung zugelassen wird, die über die Tauglichkeit als Lenkschütze endgültig entscheidet, muß man einige Vorauswahltests über sich ergehen lassen. ‚Hast du Mut, hast du Ausdauer, kannst du blitzschnell auf akustische und Lichtsignale reagieren' – das sind Fragen, die man durch entsprechende Übungen beantworten muß. Nervös und aufgeregt darf man da nicht sein. Eine ruhige Hand und Augen wie ein Falke gehören schon dazu."

Ruhige Hand und Falkenaugen ...

Bernd Hieke demonstriert uns das an diversen Testapparaten.

„Wozu das alles?"

„Auf dem Gefechtsfeld wird in Windeseile die vierschienige Startrampe am Gas 69 heruntergekurbelt. Das kostet Kraft; der Körper ist erregt vom Drehen, doch man kann sich nicht ausruhen. Oft kommt es vor, daß der Soldat unter der Schutzmaske oder mit Schutzbekleidung vom Gefechtsfahrzeug weg und mit dem tragbaren Lenkpult in eine Deckung rennen muß. Da darf ihm nicht die Puste ausgehen, sonst hat er nicht die nötige Ruhe, um die Rakete zu starten, sie und den Panzer zu beobachten und dabei behutsam den Lenkknüppel zu führen. Bei über 1000 Meter Zielentfernung wird die Rakete 4 Sekunden vor dem Auftreffen auf das Ziel gesenkt und bei über 1500 Meter 6 Sekunden vorher. Damit wir die Senkzeit nicht verpassen, zählen wir unhörbar die Sekunden als Maß der zurückgelegten Flugstrecke mit. Und etwa in der zweiten Hälfte der Flugzeit müssen das Auge des Lenkschützen, der Flugkörper und das Ziel eine Gerade bilden."

Beobachten, lenken und zählen in einem – da muß man wahrhaftig alle fünf Sinne beisammen haben. Am Trainingsgerät üben die Bewerber erst einige Wochen, und dann, an einem bestimmten Tag, absolvieren sie 150 Abschüsse in getrennten Serien zu 15 Schuß, gewissermaßen als letzte Vorprüfung. Nur wer 70 Prozent dieser Teststarts „erfüllt", d. h. wer hundertmal trifft, der darf sich dem Arzt vorstellen.

Das Trainingsgerät dient auch der regulären Ausbildung. Es „produziert" alle Bedingungen, die beim scharfen Schuß und im Gelände auftreten können. Zum Beispiel braucht jeder Mensch etwa 0,3 Sekunden, um auf eine Wahrnehmung zu reagieren, oder – wie im vorliegenden Fall – um am Pult ein neues Lenkkommando zu bilden. In der Zeit ist die Rakete bereits etwa 30 m weitergeflogen. Die Teile des Lenksystems sind aber auch „träge", so kann das Kommando frühestens nach etwa 50 m Flug wirksam werden. Die Konstruktion des Geräts berücksichtigt das. Der Trasser spricht analog diesen Werten mit Verzögerung an. Außerdem kann der Leuchtkreis gemäß den unterschiedlichen Entfernungen vergrößert oder verkleinert werden, und obendrein ist eine Formver-

änderung der Elipse möglich, je nachdem ob man den Panzer frontal oder von der Flanke her imitieren will. Wenn also der Lenkschütze zum Gefechtsschießen zugelassen wird, dann vermag er seine Waffe sicher ins Ziel zu führen.

Bernd Hieke brennt darauf, diesen erregenden Moment zu erleben.

„Macht die Ausbildung Spaß?"

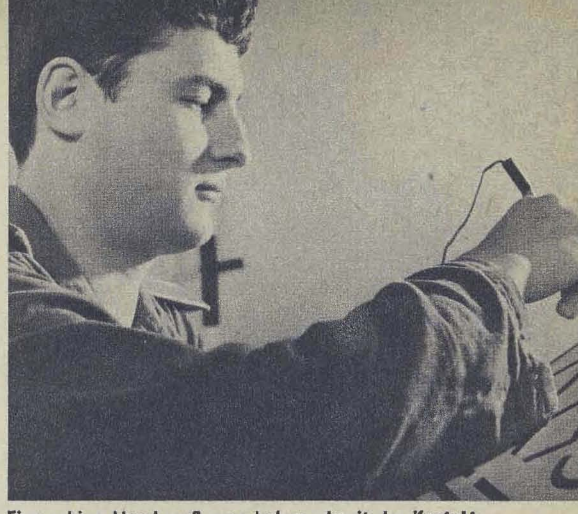
„Ja. Ich habe schon immer Interesse an Objekten gehabt, die fliegen und auch an elektronischen Geräten. Ich bin Elektromonteur. Als Lenkschütze kann man beides unter einen Hut bringen."

„Haben Sie sonst noch ein Hobby?"

„Ich bin zu Hause Mitglied einer Jagdgemeinschaft – als Falkner."

Wir machen verdutzte Gesichter; nicht oft liegen Freizeit und Arbeit so nahe beieinander. Wenn der Falkner den Beizfalken aufsteigen und auf das Opfer herabstoßen läßt, mag man wohl an einen Lenkschützen denken und umgekehrt.

Bernd Hieke will davon nichts wissen. Er nimmt seine Tätigkeit als Lenkschütze sehr ernst. Er hat den Willen, nach besten Kräften beim sicheren Schutz der Heimat mitzutun, mit ruhiger Hand und Falkenaugen.



Eine ruhige Hand muß man haben, damit der Kontaktstift schnell und ohne anzustoßen in der Schablone entlanggleitet. Jeder Fehler wird akustisch registriert.

Ruhige Hand *und Falkenaugen*

Das Gefechtsfahrzeug ist vom Gegner nicht einzusehen. Der LS geht mit dem tragbaren Lenkpult unweit seitlich vor dem GAS 69 in Stellung und gibt von hier aus die Lenkkommandos. (Im Bild andere Anordnung.)

▼

Genossen *Fortsetzung von Seite 12*

Ich aber war zur Tagung des Zirkels schreibender Soldaten kommandiert. Hauptmann Behrend lief Sturm. Der Kommandeur hat ihn abfahren lassen . . ."

„Kommandierung ist Kommandierung."

„Das sagst du. Nun aber wird jede Havarie, jede Panne, jedes kleine Versagen mit meinen ‚Gedichtchen und Geschichtchen' abgetan."

Werner Ewert zündet sich eine zweite Zigarette an.

„Weißt du, das werde ich auf der nächsten Parteiversammlung auftischen."

„Das lasse bleiben."

„Warum? Weil du noch parteilos bist? Mensch, David. Wieviel Panzerkommandanten schreiben denn Gedichtchen und Geschichtchen'? Was? – Aber los, schaffen wir erst einmal die Kette."

●

„Na, Jungs, braucht ihr Hilfe?"

Die Panzermänner schauen sich um.

Hinter ihnen steht ein graubärtiger Mann, die Hände in den Joppentaschen.

„Na, ziert euch nicht. Die Karre steht ziemlich blöd. Aber paßt auf, das werden wir gleich haben. Die Hauptsache, die Kette liegt erst richtig drauf. Spannen können wir sie ein paar Schritte weiter, dort, wo es ebener ist."

„Waren Sie im Krieg bei den Panzern?"

Der Bauer schüttelt den Kopf. „Habt ihr nicht neulich den Brauchitsch-Film gesehen? Na also, in solch einem Eisensarg wollte ich nicht gerade krepieren. Aber vor seinem Väterchen hier", er schlägt mit der Faust auf die Panzerung, „da sind wir lieber gelaufen und haben die Panzerfaust ins Gebüsch geworfen. Aber, Milchbart, marschier fix ins Gehöft. Meine Alte soll sich mit dem Tee beeilen. Und sage ihr, sie soll rasch mal ins Vertiko langen. Sie weiß dann schon Bescheid."

Zwanzig Minuten später ist die Kette fest. Zwanzig Minuten später dampft auch der Tee in großen Tassen. Zwanzig Minuten später ist auch Krasemann da.

„Der Alte hat euch abgeschrieben", sagt er.

„Wer?" ulkt der Bauer. „Ich? Wißt, sechsundvierzig, da habe ich mich an die alte Raupe rangemacht. Busch, der Schmied, und ich. Das Ding war der reinste Schrotthaufen. Menschenkinners, solche Ketten hätten wir haben sollen!"

„Hör auf davon, Krasemann", sagt der Fahrer. „Ein paar Minuten noch und die Ketten sind wieder straff. Ich soll mich abschleppen lassen? Weißt du, TA, das hier ist mir nicht zum ersten Mal passiert. Mit solchen Sachen werden wir fix fertig. Übrigens, David kann nun eine neue Geschichte schreiben. Das ist auch was wert."

Kurt Brückner steht abseits. Ist der Exzenter etwa gebrochen, weil Ewert zu schnell die schlechte Wegstrecke genommen hat? Hat er nicht den Grundstein allen Übels gelegt?

„Komm, Soldat, trink noch vom Tee", sagt die Bäuerin. „Er tut gut."

●

Die zweite Staffel fährt über das Gefechtsfeld und trägt den Angriff vor. Der Gegner hat keine Möglichkeit, sich länger zu wehren. Er wird vernichtet. Auf seinem eigenen, nur ihm bekannten Territorium.

Über Funk kommt das Halt.

Die vier Männer hocken in ihrem Panzer und lauschen den Signalen der Außenwelt.

„Das wäre wieder mal geschafft", spricht Kurt Ewert in die Stille.

„Kann man wohl sagen", fügt der Richtschütze hinzu.

„Los, Brückner. Reich' mal die Feldflasche rum. Der Tee wärmt."

„David, du mußt den beiden Alten einen Brief schreiben. Ohne sie hätte ich bald alles laufen lassen, wie es laufen wollte. Krasemanns Nachricht vom Chef . . ."

●

Als der Bataillonskommandeur seine Auswertung beenden will, meldet sich der Parteisekretär noch einmal zu Wort.

„Genosse Behrend, haben Sie Mut?"

„Wie meinen Sie das, Genosse Wloch?"

„Gerade so, wie ich es gesagt habe."

Die Offiziere schauen verwundert auf.

„Wissen Sie, was Sie jetzt zu tun haben? Sie müssen sich entschuldigen – bei Lammel und seinen Genossen. Versäumen Sie das nicht."

Hauptmann Behrend schaut verlegen auf die Stiefelspitzen.

Er antwortet nicht.

Der Schnee unter den Stiefeln knirscht.

Die Stille des Waldes ist zurückgekehrt. Längs der Kolonne brennen Biwakfeuer.

Hauptmann Behrend hockt sich zu den Genossen von „Schwalbe zweiunddreißig".

„Genosse Lammel, kennen Sie denn eines der Gedichte auswendig, die ihr da in eurem Zirkel macht?"

David Lammel schaut verwundert auf. Er nickt.

„Tragen Sie es vor. Bitte."

Und in die Winterstille klingen die Worte:

DIE ANTWORT UND DIE FRAGE

In irgendeiner Stunde,
an irgendeinem Tage
steht dein Kind vor dir.
Warum fahren auf unserer Straße Kanonen?
Warum müssen Menschen in Kasernen wohnen?
In dieser einen Stunde,
an diesem einen Tage
sagst du deinem Kind:
Auf dieser Straße sollst du zur Schule gehn,
nicht der Wind durch zerschoßne Häuser wehn."

Das Feuer knistert in die Stille der Nacht.

(Autor des Gedichts: Unterleutnant d. R. Dietrich Kazmierzak.)



40000 km in 90 Minuten

Als der bekannte französische Schriftsteller Jules Verne gegen Ende des vorigen Jahrhunderst seinen reizvollen Roman „In 80 Tagen um die Erde" schrieb, wäre wohl selbst dieser ungewöhnlich phantasiebegabte Verkünder eines neuen, eines technischen Zeitalters mehr als skeptisch gewesen, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß nur rund sechs Jahrzehnte später eine Umrundung unseres Erdballs in etwa 90 Minuten möglich sein würde. Unsere an technischen Superlativen an sich nicht arme Zeit erlebte mit dem Anbruch des Raumfahrtzeitalters im Jahre 1957 auch den Vorstoß in Bereiche der Fortbewegungsgeschwindigkeit, die kurz zuvor immer noch vielen Menschen mehr dem Gebiet phantastisch-utopischer Spekulationen als dem der realistischen Technik anzugehören schienen. Seither rasten bzw. rasen einige hundert künstliche Erdsatelliten bzw. Teile mit etwa 26 000 bis 28 000 km/h um die Erde, d. h. mit Geschwindigkeiten, die praktisch alle gewohnten irdischen Maßstäbe sprengen. Weit bleiben dahinter alle absoluten Geschwindigkeitsrekorde bemannter Land-, Wasser- und Luftfahrzeuge zurück, und selbst Geschosse bewegen sich im Vergleich dazu förmlich im Schneckentempo dahin.

Solange dabei nur von unbemannten Raumflugkörpern die Rede war, fand sich mancher noch leichter mit dieser Tatsache und den daraus erwachsenden Vorstellungen ab. Es waren eben nur irgendwie recht widerstandsfähige technische Geräte, die den Belastungen eines solchen Unternehmens unterworfen wurden. Wesentlich anders schienen allerdings für viele die Dinge zu liegen, als dann 1961 mit Juri Gagarin zum ersten Mal ein Mensch in einem Raumflugkörper die Erde umkreiste. Die Vorstellung, daß dort oben ein Mann mit rund 28 000 km/h durch den Raum jagte, ließ diese phantastisch anmutende Zahl verständlicherweise in einem besonderen Licht erscheinen.

Unter den in diesem Zusammenhang auftauchenden Fragen war auch immer wieder die, ob denn überhaupt der Mensch einem Flug mit so ungeheurer Geschwindigkeit gewachsen wäre. Seitdem ist die Zahl der Raumfahrer von Jahr zu Jahr größer geworden, und obwohl die Praxis dabei schon auf zahlreiche Fragen eine Antwort gab, haben die ominösen 28 000 km/h noch längst nichts von ihrer atemberaubenden Distanz zu unserer normalen technischen Umwelt verloren. Als dann die ersten Ausstiegsexperimente gewagt wurden, erschien dem Laien die Vorstellung von den mit dieser unfaßbaren Geschwindigkeit frei im Raum dahinrasenden Raumpiloten geradezu ungeheuerlich. Wenn auch für das durchschnittliche Vorstellungsvermögen diese Tatsachen nur sehr schwer faßbar erscheinen, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus läßt sich die Frage nach der Geschwindigkeitsverträglichkeit eigentlich recht einfach beantworten. Selbst dann, wenn die Geschwindigkeit noch um ein Mehrfaches größer wäre, würde der menschliche Organismus in keiner Weise darauf reagieren oder gar nachteilige Auswirkungen verspüren. Ein naturgegebenes Beispiel dafür erleben wir selbst auf der Erde jeden Tag, oder genauer gesagt, in jedem Augenblick. Wie uns die Astronomen jederzeit rechnerisch nachweisen können, bewegt sich die Erde und damit alles, was sich auf ihr befindet, mit einer Geschwindigkeit durch den kosmischen Raum, die noch etwa viermal größer ist als die eines künstlichen Satelliten bei seiner Bewegung um die Erdkugel. Trotzdem verspüren wir bekanntlich nichts von unserem rasenden Flug durch den Kosmos. Die Erde ist ja eigentlich nichts anderes als ein gewaltiges bemanntes „Raumschiff", das sich mit rund 30 km/s (etwa 108 000 km/h) um die Sonne bewegt. Wir bezeichnen sie zwar als Planet, aber im raumflugtechnischen Sinne kann man sie genau so gut auch als „Satellit" der Sonne ansehen.

Dieses Bild wird schließlich sogar noch eindrucksvoller, wenn man berücksichtigt, daß sich die Sonne ihrerseits wieder mit dem ganzen Planetensystem mit einer Geschwindigkeit von rund 200 km/s (etwa 720 000 km/h!) um das Zentrum unseres Milchstraßensystems dreht. Gegenüber diesen kosmischen Geschwindigkeiten muten somit unsere 28 000 km/h fast schon bescheiden an. Von all diesen Geschwindigkeiten verspüren wir also tatsächlich nicht das Geringste. Das heißt, wenn wir unter „verspüren" irgendwelche Auswirkungen (Kräfte) auf unseren Organismus meinen; feststellen lassen sich diese Geschwindigkeiten natürlich aus Beobachtungen unserer kosmischen Umwelt. Letzteres gilt im übrigen auch für die Besatzung eines um die Erde ziehenden Raumschiffes. An den unter ihrem Raumflugkörper hinwegziehenden Meeren und Kontinenten kann sie durchaus einen Eindruck von der Geschwindigkeit ableiten, ohne allerdings andererseits mit geschlossenen Augen noch eine Angabe über

Zeichnung: Hans Räde

Von **HEINZ MIELKE,**
Vizepräsident
der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

ihren Bewegungszustand nach Größe und Richtung machen zu können. Die Erklärung dafür geht auf ein in der Physik allgemein gültiges Prinzip zurück. Es besagt, daß alle Bewegungen, die entweder völlig gleichförmig geradlinig oder in Bahnen um Gravitationszentren (z. B. Erde, Sonne) verlaufen, frei von sogenannten inneren Kraftwirkungen in bezug auf den bewegten Körper sind. Mit anderen Worten, bei einem so bewegten Körper oder Teilen aus denen er besteht, machen sich keine Reaktionskräfte im Hinblick auf die jeweilige Geschwindigkeit bemerkbar.

Völlig anders liegen die Verhältnisse jedoch, wenn sich die Geschwindigkeit *ändert*. Jede Geschwindigkeitsänderung führt sofort zu einer inneren Kraftwirkung, die sich dann als Beschleunigungs- oder Verzögerungsandruck bemerkbar macht. Unter Beschleunigung versteht man bekanntlich die Geschwindigkeitszunahme je Sekunde, im Fall der Verzögerung die entsprechende Geschwindigkeitsabnahme. Wie sich zeigt, ist es somit unbedingt erforderlich, stets klar zwischen den Begriffen Geschwindigkeit und Beschleunigung zu unterscheiden, da beide auf bewegte Körper grundsätzlich unterschiedlich wirken. Nach dem Trägheitsprinzip setzt nämlich ein beschleunigter oder verzögerter Körper bzw. seine eventuell frei gegeneinander beweglichen Teile der beschleunigenden oder verzögernden Kraft einen gewissen Widerstand entgegen. Dieser Trägheitswiderstand führt zu dem schon erwähnten Andruck, der dann in seiner Stärke der jeweiligen Beschleunigung oder Verzögerung proportional ist.

Bekanntlich umfaßt ein Raumflug nicht nur die Phase der reinen Umlaufbewegung. Am Anfang des Unternehmens steht die Antriebsphase, in der das Raumschiff durch die Schubkraft der Trägerrakete auf die erforderliche Umlaufgeschwindigkeit gebracht und damit beschleunigt wird. Bei Abschluß des Experiments muß der Umlauf wieder durch Bremstriebwerke und atmosphärisches Abbremsen verzögert werden, um das Raumschiff zur Erdoberfläche zurückbringen zu können. In beiden Phasen werden somit Beschleunigungs- bzw. Verzögerungskräfte wirksam. Die beteiligten Raumfahrer können aus den auftretenden Andruckkräften eine mehr oder weniger „eindrucksvolle" Vorstellung über das Maß der Geschwindigkeitsänderung herleiten. Der Einfluß dieser Andruckkräfte auf den menschlichen Organismus ist immerhin so bedeutsam, daß diesem Problem ein großer Teil der vorbereitenden raumfahrtmedizinischen Arbeiten gewidmet werden mußte. So zeigte sich beispielsweise, daß ein trainierter Mensch quer zur Richtung seiner Körperlängsachse sogar noch für einige Minuten Andrucke aushalten kann, die dem 10- bis 15fachen (10 bis 15 g) seines normalen Körpergewichts entsprechen. In Richtung der Körperlängsachse wirkende Andruckkräfte von 5 g* führen dagegen schon nach wenigen Augenblicken zur Bewußtlosigkeit. In der Praxis werden allerdings, bei günstiger Lagerung der Raumfahrer (Konturensessel), kaum Werte von 8 g (Abbremsung in der Rückkehrphase) überschritten.

Insgesamt können wir also feststellen, daß es durchaus nicht die so phantastisch anmutende Geschwindigkeit von 28 000 km/h ist, die den Raumfahrtexperten hinsichtlich des Wohlergehens der Raumfahrer Sorgen bereiten könnte. Sie ist in dieser Beziehung praktisch bedeutungslos. Die tatsächlichen raumfahrt-medizinischen Probleme betreffen vielmehr Fragen wie die hier kurz behandelten Andruckkräfte, die Schwerelosigkeit bei längerer Flugdauer sowie die Einflüsse der kosmischen Strahlungen.

---

* g = (physik.) Abkürzung für Erdbeschleunigung = 9,80665 m/sec^2 (in 45° geogr. Breite).

Ein Prolog:
Als ich meinem Freund Kurt beiläufig diesen Titel für meine nächste Reportage nannte, entspann sich folgendes Gespräch:
„Eine etwas komische Frage, findest du nicht auch?"
„Ganz und gar nicht, weshalb denn?"
„Na, ich dachte jedenfalls bis jetzt, Offiziersschüler seien Offiziersschüler."
„Außerordentlich logisch! Du hast ohne Zweifel recht. Aber schließt das das andere aus?"
„Meine Meinung ist: Will einer Sportschüler werden, dann muß er eben zur DHfK gehen oder sich an der Sport-Fakultät einer anderen Hoch- oder Fachschule immatrikulieren lassen."
„Das stimmt schon alles, aber . . ."
„Was gibt's da noch für ein Aber?"
„Nun laß' mich doch auch mal zu Wort kommen!"
„Bitte, bitte, schieß los!"
„Man merkt, daß du noch nicht ‚bei der Fahne' warst, sonst würdest du nicht so voreilig über die Offiziersausbildung urteilen. Weißt du denn, was für Anforderungen an einen Offizier in der Truppe gestellt werden? Natürlich nicht. Also, hör zu, du ‚DHfK-Sportschüler'! Der Soldat hat im modernen Gefecht hohe physische Belastungen zu meistern. Der Offizier soll ihn dabei führen und ihm Vorbild sein. Um so besser muß also seine körperliche Ausbildung sein. Und noch etwas: Kompaniechef und Zugführer müssen die Militärische Körperertüchtigung planen und durchführen. Meinst du nicht auch,

Antwort auf diese Frage suchten an der Offiziersschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" Rainer Mittelstädt (Fotos) und Günther Wirth (Text).

daß die künftigen Offiziere darauf bereits an der Offiziersschule vorbereitet werden müssen?"
„Ja, wenn man es so betrachtet, so ganz unrichtig scheint deine Fragestellung doch nicht zu sein."
„Eben, es freut mich, daß du mir folgst. Und deshalb werde ich auch zu den Offiziers-Sport-Schülern nach Löbau fahren."
Und das ist die Offiziersschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann":
Dem Gast, der zum ersten Mal hier ist, fallen sofort die vielen Sportanlagen zwischen den einzelnen Gebäuden ins Auge. Fast jeder freie Fleck ist so genutzt. Da sind Volleyball- und Basketballplätze, ein Kleinfeldhandballplatz, der Sportgarten mit Recks, Barren, Böcken und selbstgebauten Gewichtheberhanteln; Baracken, zu Sporthallen umgewandelt.
Oberstleutnant Dr. Klemann, der Leiter des Lehrstuhls Militärische Körperertüchtigung, der



Schnell und sicher über den Balancierbalken – aber hoffentlich ohne nasse Füße.

Sind Offiziersschüler auch Sportschüler?



uns bei unserem ersten Rundgang durch das Schulgelände begleitet, dämpft unsere Begeisterung etwas:
„Ja, einiges haben wir uns schon geschaffen. Als die Schule hier vor drei Jahren gegründet wurde, sah es mit der materiellen Basis für die sportliche Ausbildung der Offiziersschüler schlecht aus. Alles, was Sie hier sehen, auch den Sportplatz neben unserem Objekt, haben wir mit unseren Mitteln und aus eigener Kraft errichtet. Doch das reicht für eine systematische Ausbildung und vor allem für die sinnvolle Organisierung des Freizeitsports im Rahmen unserer starken ASG nicht ganz aus. Oft sind wir noch gezwungen, etwas zu improvisieren."
Oh je, sollte gleich am Anfang unseres Besuches unsere Titelfrage verneint werden? Werden die Offiziersschüler auf diesem Gebiet etwa nicht genügend vorbereitet?
„Das wollte ich damit nicht sagen", beruhigt uns der Lehrstuhl-Chef. „Nur, wenn Eigen-



Krafttraining am selbstkonstruierten und -gebauten Klettergerüst. ▶

„Zeigt her eure Händchen" – Frühsport-Krafttraining im Sportgarten. ▼

initiative und zentrale Unterstützung zusammenfließen, lösen wir unsere Aufgaben leichter." Und gering sind die Aufgaben des Lehrstuhls MKE nicht gerade. Der künftige Offizier soll eine Erzieherpersönlichkeit sein, auch bei der MKE-Ausbildung. Ein solides Können, allseitige körperliche Durchbildung, um das, was er von den Soldaten fordert, auch vormachen zu können, sind wichtige Voraussetzungen. Nur, reichen denn zwei Stunden Militärische Körperertüchtigung, die der Lehrplan wöchentlich vorsieht, dafür aus? Zumal ja die physischen Voraussetzungen, mit denen die Offiziersschüler hierher kommen, sehr unterschiedlich sind.

Lassen wir noch einmal Oberstleutnant Dr. Klemann zu Wort kommen:

„Damit allein wäre selbstverständlich keine Leistungssteigerung zu erreichen. Unser wöchentlicher Plan der physischen Ausbildung sieht deshalb vor: Zwei Stunden MKE, zwei Stunden Frühsport (täglich 20 Minuten), zwei Stunden zusätzliches Kraft- oder Sturmbahntraining in der Selbststudiumzeit, zwei Stunden physisches Training bei der Ausbildung im Gelände und etwa zwei Stunden Freizeitsport. Für Nichtschwimmer ist abends zusätzlich Schwimmunterricht. Diese Trainingshäufigkeit garantiert uns eine wirkliche Leistungssteigerung."

Wir waren bei einigen dieser Stunden der physischen Ausbildung dabei.

Mit einem Zug des dritten Lehrjahres der Fachrichtung I (Mot.-Schützen-und Panzerkommandeure) trainiert der Fachlehrer für MKE, Major König, Nahkampf. Man übt die Abwehr von Angriffen mit dem Messer und der Pistole. Gekonnte Hüftwürfe verraten eine gute Judoschule.

„Mit Ihnen möchte ich mich lieber nicht anlegen, das würde mir wahrscheinlich nicht gut bekommen."

Offiziersschüler Breßler schmunzelt: „Halb so schlimm, ich würde bei Ihnen vielleicht einen ‚sanften' Abwehrgriff anwenden. Aber Sie haben schon recht, die Ausbildung ist gründlich. Major König nimmt uns hart ran. Nicht nur hier beim Nahkampf, auch beim Ausdauer-, Kraft- und Schnelligkeitstraining und auf der Sturmbahn. Aber das ist notwendig. Als Offizier will man doch später den Soldaten auch bei der MKE Vorbild sein."

„Und lehrmethodisch? Da brauchen Sie doch auch Kenntnisse!"

„Jetzt im dritten Lehrjahr muß jeder Offiziersschüler selbst Ausbildungsstunden planen und leiten. Drei dieser Lehrproben werden bewertet. Im übrigen ist Methodik in allen Fächern Ausbildungsprinzip, so daß man die Grundkenntnisse auch dort mitbekommt."

Am Nachmittag steht Schießausbildung auf dem Plan. Paßt ja wohl kaum in unser Thema physische Ausbildung – glauben wir. Falsch gedacht! Zum Schießplatz wird hier nicht marschiert oder gar gefahren. An- und Abmarsch kann man besser nutzen. Chemiker-Offiziersschüler unter Anleitung von Oberstleutnant Petermann, Hauptfachlehrer für MKE, zeigen uns, wie das aussieht:

Nach kurzem Geländelauf erreicht die Gruppe einen etwa zehn Meter breiten Bach. Der muß an einem Tau hangelnd überwunden werden.

Die verschiedensten Techniken werden dabei angewandt. Die meisten schaffen das Hindernis unter dem Seil hängend, den Rücken nach unten mit dem sogenannten Kletterschluß. Offiziersschüler Brüning fällt es nicht leicht. Fast macht er noch mit dem Wasser Bekanntschaft, als er am anderen Ufer etwas zu früh abspringt. Oberstleutnant Petermann erwischt ihn gerade noch am Arm.

„Na, Genosse Brüning, da müssen Sie aber noch tüchtig trainieren. Übrigens, Sie sind mir doch noch etwas schuldig."

„Ich weiß, Genosse Oberstleutnant, aber Sie können sich darauf verlassen, bei der nächsten Schwimmausbildung springe ich vom Turm. Am Wochenende gehe ich dafür trainieren."

Offensichtlich hat Oberstleutnant Petermann ein gutes Verhältnis zu seinen Offiziersschülern

Beim Nahkampf: Den Angreifer aufs Kreuz gelegt.



geschaffen. Diese richtige Einstellung zur physischen Ausbildung, der Wille, auch persönlich schwierige Aufgaben zu lösen, die in der Antwort des jungen Offiziersschülers zum Ausdruck kommen, sprechen dafür.
Der nächste Genosse ist schon auf dem Tau. Offiziersschüler Kraus zieht sich auf dem Bauch liegend am Seil vorwärts. Er kommt mir wie der reinste Seilkünstler vor. Ich wundere mich nur, wie er auf dem dünnen Seil, fünf Meter über dem Wasser, die Balance hält. Mut, Kraft und Geschicklichkeit sind hier wirklich gefragt. Drüben geht es dann weiter mit einem Geländelauf von etwa zwei Kilometern. Dann muß der gleiche Bach noch einmal, diesmal balancierend auf einem schmalen Stamm, überwunden werden. Hier hat sich schon mancher, vom anstrengenden Geländelauf ausgepumpt, nasse Füße geholt.
Am nächsten Morgen schauen wir uns den Frühsport an. Auch hier wird systematisch und zielgerichtet trainiert. Da wird nicht nur der Körper gelockert, der Schlaf aus den Gliedern geschüttelt, da absolviert man bereits ein gewisses Kraft- beziehungsweise Ausdauertraining. Gymnastik ist obligatorisch, daneben stehen auf dem Kraft-Programm Klimmzüge, Felgaufschwünge, Kletterschluß am Reck und Liegestütze und auf dem Ausdauer-Programm Läufe über 1000 beziehungsweise 3000 Meter je nach Lehrjahr.


Geländelauf – Teil der physischen Ausbildung.



Etwas ganz Besonderes haben sich die Genossen der Fachrichtung I für den Freizeit-Sport einfallen lassen. Selbst konnten wir es nicht erleben, aber es ist interessant genug, um hier erwähnt zu werden.

Ihren militärsportlichen Wettkampf oder Geländelauf, wie sie es genannt haben, führten sie bereits zweimal durch. Jeder Zug stellt eine Mannschaft, der zehn Offiziersschüler und der Zugführer angehören. Und diesen „Parcour" haben sie zurückzulegen:

Fünfzehn Kilometer Geländelauf, unterbrochen von einigen „Einlagen":

Handgranatenzielwurf, Überwinden eines Wasserhindernisses am Seil, zwei Kilometer Marsch mit Schutzmaske, Schießen einer MPi-Übung, Entfernungsschätzen, noch einmal Seilhangeln übers Wasser und schließlich ein Hindernislauf auf dem Sportplatz.

Dafür wird eifrig trainiert, denn einfach so aus dem Handgelenk ist keine gute Zeit zu erreichen. Besonders Oberleutnant Kladek war an der Spitze seines Zuges häufig im Gelände beim Training anzutreffen. Das zahlte sich aus. Sie holten die beste Zeit.

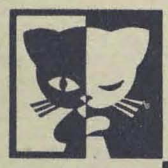
Das ist also die Stärke der physischen Ausbildung an der Offiziersschule „Ernst Thälmann": Alle Möglichkeiten werden optimal genutzt, um eine tatsächliche Entwicklung der physischen Leistungsfähigkeit der Offiziersschüler zu erreichen. Eng arbeitet deshalb der Lehrstuhl MKE mit allen anderen Lehrstühlen zusammen. Ein Kurzlehrgang machte alle Kompaniechefs und Hauptfachlehrer der anderen Ausbildungszweige mit den Prinzipien der Planung und Leitung der physischen Ausbildung vertraut. Es wird angestrebt, die Art und Höhe der physischen Belastung bei der Gefechtsausbildung im Gelände konkret festzulegen.

Auch die ASG der Offiziersschule, die ASG Vorwärts Löbau, arbeitet außerordentlich aktiv. In sechzehn Sektionen können die Offiziersschüler regelmäßig Sport treiben. Hier haben sie auch Gelegenheit, Übungsleiterlehrgänge zu besuchen. Besonders die Sektion Fußball entwickelt ständig Übungsleiter (viele sind bereits in der Jugendabteilung tätig) und auch Schiedsrichter. Bereits zum zweiten Mal wurde die Löbauer ASG mit dem Titel „Beste ASG" ausgezeichnet.

Nehmen wir alles zusammen – ich glaube, man kann mit gutem Gewissen konstatieren:

Die Offiziersschüler sind auch Sportschüler. Und das wird hoffentlich auch mein Freund Kurt einsehen.

Seife muß immer dabeisein!



Porentief reinigen und gleichzeitig die Haut pflegen – das ist der Vorteil einer guten Seife



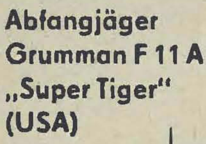
GEMEINSCHAFTSWERBUNG DER ERZEUGNISGRUPPE SEIFE

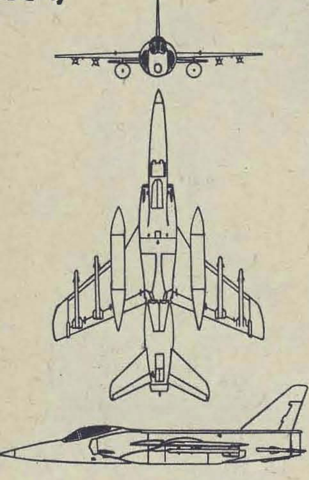
ARMEE-RUNDSCHAU 2/1967

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE

Abfangjäger Grumman F 11 A „Super Tiger" (USA)







Taktisch-technische Daten:

Startmasse maximal	10 000 kg
Spannweite	8,80 m
Länge	14,95 m
Höhe	3,52 m
Höchstgeschwindigkeit	2400 km/h
Reichweite	2000 km
Gipfelhöhe	22 000 m
Triebwerk	1 Turbine J 79 GE 1–3, 5450 kp Schub, mit Nachbrenner 7200 kp Schub
Bewaffnung	Luft-Luft-Raketen des Typs „Pilco Sidewinder"
Besatzung	1 Mann

Neben der bordgestützten Version der amerikanischen Marineluftwaffe gibt es noch eine landgestützte Ausführung, die eine extrem kurze Lande- und Startstrecke aufweist. Das ermöglicht den Einsatz auf unvorbereiteten Feldflugplätzen, u. a. den Einsatz nahe der Front als Erdkämpfer.

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1967

TYPENBLATT

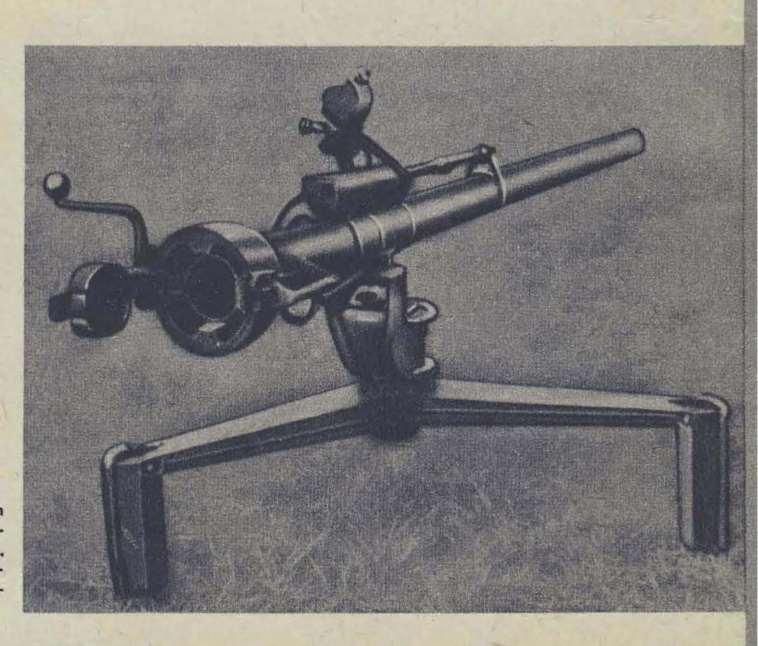
NATO-WAFFEN PANZERABWEHRMITTEL

Rückstoßfreies Geschütz M 40 A 1 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	216 kg
Kaliber	106 mm
Länge (gesamt)	3480 mm
Anfangsgeschwindigkeit	503 m/s
Schußentfernung	
– maximal	7800 m
– günstigste	1000 m auf bewegl., 1300 m auf unbewegl. Ziele
Munition	Hohlladung 450 mm
Bedienung	3 Mann

Eingesetzt zur Panzerabwehr in den Infanterie- und Panzergrenadliereinheiten der USA, Westdeutschlands, Belgiens und anderer NATO-Staaten. Nach fünf Schuß ist eine Feuerpause notwendig.



ARMEE-RUNDSCHAU
2/1967

TYPENBLATT

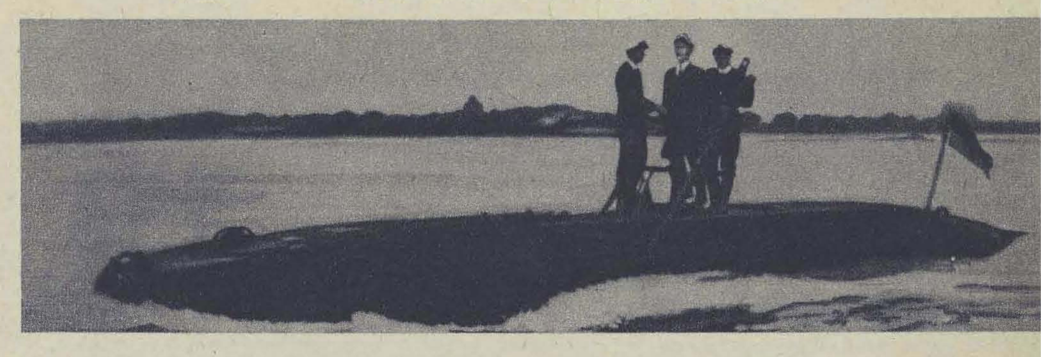
WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Kleinst-U-Boot XE 5 (England)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung (max.)	34 ts
Länge über alles	16,2 m
Breite	1,8 m
Tiefgang	2,6 m
Antriebsleistung	42 PS über, 30 PS unter Wasser
Geschwindigkeit	6,5 sm/h über, 6 sm/h unter Wasser
Bewaffnung	2 Torpedos außen in Abgangshalterungen oder Minen oder sonstige Sprengkörper
Besatzung	3–4 Mann

In den Jahren 1942 und 1943 unternahmen die Engländer zweimal den Versuch, das deutsche Schlachtschiff TIRPITZ (Schwesternschiff der BISMARCK) durch Kleinst-U-Boote zu vernichten. Im September 1943 gelang es einem von sechs solchen Booten zwei starke Sprengladungen unter dem Schlachtschiff anzubringen. Sie beschädigten eine Maschine schwer und zerstörten einen Teil der artilleristischen Einrichtungen, so daß das Schiff für sechs Monate gefechtsunklar war.



ARMEE-RUNDSCHAU
2 1967

TYPENBLATT

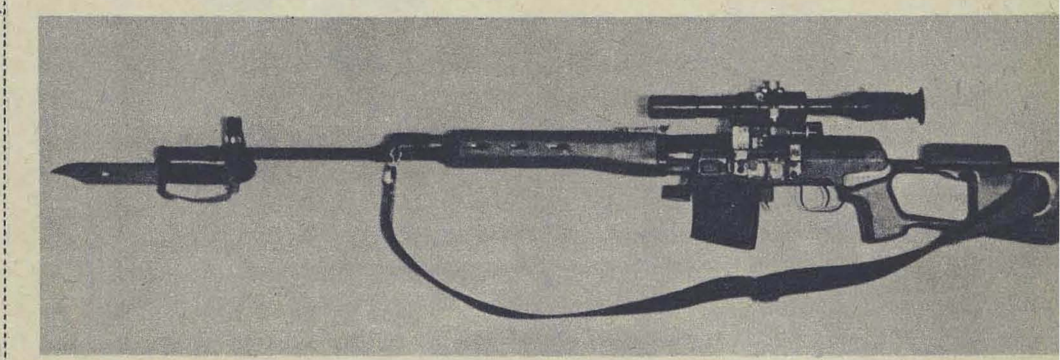
WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Scharfschützengewehr „Dragunow" (SWD) (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,62 mm
Länge	
– ohne Seitengewehr	1225 mm
– mit Seitengewehr	1370 mm
Masse ohne Seitengewehr, mit Zielfernrohr, ohne Patronen	4,3 kg
Masse des Magazins	0,21 kg
Fassungsvermögen	10 Patronen
Masse der Patrone	21,8 g
Vergrößerung des Zielfernrohrs	4 ×
Gesichtsfeld	6 °
Anfangsgeschwindigk.	830 m/s
prakt. Feuergeschwindigk.	30 Schuß/min
Visierschußweite	
– mit Zielfernrohr	1300 m
– mit mech. Visier	1200 m

Das neue Modell „Dragunow" löst das Modell 91/30 ab. Die Waffe ist ein Selbstladegewehr, d. h. nach dem ersten Durchladen braucht nur der Abzug betätigt zu werden. Hierdurch erhält der Scharfschütze die Möglichkeit, mehrere hintereinander auftauchende Ziele wirkungsvoll zu bekämpfen.





Wer sich Objektive für seine EXA oder EXAKTA kauft,

sollte daran denken, daß er die Möglichkeiten, die in dieser hochwertigen Kamera verborgen sind, am besten nutzt, wenn diese Objektive in ihrer Qualität der Kamera ebenbürtig sind. Hohe Lichtstärke, gestochene Schärfe, echte Farbwiedergabe und tadellose mechanische Funktion sind – kurz zusammengefaßt – die wichtigsten Eigenschaften guter Objektive. Man kann diese Merkmale nicht alle beim Kauf prüfen. Objektivkauf ist zu einem beträchtlichen Teil Vertrauenssache. Und in diesem Zusammenhang ist es wichtig zu wissen, daß MEYER-Objektive seit siebzig Jahren auf dem Weltmarkt einen sehr guten Ruf genießen. Sie verdanken diesen guten Ruf in hohem Maße gerade besagten Eigenschaften. Als Erstausrüstung sei Ihnen darum empfohlen: Ein LYDITH 3,5/30, ein DOMIPLAN 2,8/50 und ein ORESTOR 2,8/135 mm. Sie sind damit nicht nur „brennweitenmäßig" sinnvoll ausgestattet, sondern haben auch gleichzeitig die besten Voraussetzungen für eine technisch in jeder Hinsicht hervorragende Fotoarbeit geschaffen.

Bitte besuchen Sie uns am Messe-Stand im Sonderbau des Hansa-Hauses



VEB FEINOPTISCHES WERK GÖRLITZ

Handbuch für Unteroffiziere

265 Seiten, mit Abbildungen, flex. PVC-Einband, 7,50 MDN

- Das Buch für Gruppenführer, Panzerkommandanten, Geschützführer, Truppführer und Maate
- Das Buch für Unteroffiziere aller Waffengattungen und Teilstreitkräfte der Nationalen Volksarmee
- Das Buch für Unteroffiziere in allen bewaffneten Organen der Deutschen Demokratischen Republik



DEUTSCHER MILITÄRVERLAG



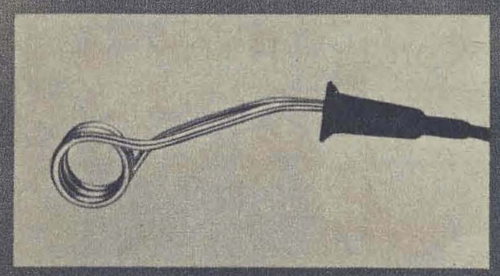
vor und nach der Rasur
Rasierwasser electric

Charlotte Meentzen

KOHLE IM REISEKOFFER?

Punsch gehört nun einmal zum Winter wie der Schlitten zum Schnee. Und was gehört zum Punsch?: Wein oder Rum, etwas Zitronensaft, Gewürze, ein bißchen Zucker und Wasser . . . Wasser? Ja, Wasser. Aber h e i ß e s Wasser! Also brauchen Sie zur Zubereitung noch einen Tauchsieder und Sie sind wie in vielen Situationen – vom Küchenherd und von Briketts unabhängig. Den Reisetauchsieder für Urlaub und Dienstreise – seinen großen Bruder für den Haushalt.







IKA ELECTRICA



Wem die Schuhe voll Wasser sind, dem geht der Mund über: „Verdammt! Es regnet ja Schusterjungen!"

Irgend jemand fühlte sich angesprochen: „Weils mich freut! Weils mich freut! Was soll es auch sonst regnen? Ist etwa schon mal ein Meister vom Himmel gefallen?"

Darauf wir: Er solle spielen gehen, aber sich nicht aufspielen, er sei ja gar kein Schusterjunge. Der Stadtarchivar höchstselbst habe geschrieben: „Der 1904 im Weißenfelser Stadtpark aufgestellte Schusterjunge ist kein solcher, sondern ein Stadtjunge."

– Daß ich nicht lache! Weißenfels sei zwar nicht die Blumenstadt und auch keine der saubersten Städte. Es sei aber die „Stadt der Schuhe". Hier entstünde mehr als ein Drittel unseres Schuhwerks, und stadtauf, stadtab riefe man ihn: „Unser Schusterjunge!" Wer aber wir seien? Journalisten? Fast habe er sich's gedacht! Alle Parteitagsjahre wieder kämen Zeitungsmacher zu ihm. 1963 habe er sich auch als Reporter der Kreiszeitung die Schuhsohlen durchlaufen dürfen.

– Seine Stadt der Schuhwerker trete wohl seitdem auf der Stelle? Denn er stünde ja noch immer barfüßig herum.

– Papperlapapp! Er habe von der „Stadt der Schuhe" und nicht von einer „Stadt der Schuhmacher" gesprochen. Er wolle sich's doch nicht mit den Chemiemachern verderben. 6000 Weißenfelser führen nämlich nach Leuna zur Arbeit. Auch deshalb entstanden hier zwischen den Parteitagen 2000 neue Wohnungen. Übrigens hätten bei der Anlage der neuen Straßenbeleuchtung sowjetische Soldaten mit Spezialmaschinen die Gräben für die Leitungen ausgehoben. Was aber die Schuhproduktion beträfe: Ein neues Bummimodell zöge sogar er sich gern an; wir aber sollten uns von den neuen Autoschuhen anziehen lassen; sie seien am Ende des Absatzes abgeschrägt, böten dem Fuß einen festeren Halt, entspannten die Muskeln und führten zu größerer Fahrsicherheit.

– Weshalb er nur die Taten seines Berufszweiges so breittrete! Wir wüßten ja bereits, daß 1961 in Weißenfels 6 081 000 Paar Schuhe, 1966 dagegen rund 8 Millionen Paar produziert worden seien.

– Ich bin doch kein Komjuter, oder wie diese Zahlenautomaten heißen! Er sei mehr Journalist und überall dort zu finden, wo etwas geschehe. Von welcher Zeitung wir denn kämen? Vom Soldatenmagazin? Da haben wirs ja! Erst im November hätten die neuen Armisten ihr Soldatenehrenwort gegeben; 20 Meter weiter nur, am Denkmal der Opfer des Faschismus. Er habe also, militärisch gesprochen, immer Tuchfühlung zur Armee. Wenn wir ihn allerdings als Soldat auf Zeit zu werben gedächten, befänden wir uns an der falschen Adresse. Obwohl gewissermaßen schon Arbeiterveteran, bleibe er doch immer ein Schuster j u n g e.

Dann schau auch nur immer zu, wenn andere sich ein Mädchen anlachen und heiraten ...

– Uns würde es doch nicht mehr viel anders ergehen?! Doch – unter Männern gesprochen: Zuschauen sei auch nicht ohne! Wenn die Brautleute aus dem Standesamt geschritten kämen und Münzen unter das junge Volk würfen, so entspreche das einem uralten Brauch, aber widerspreche einem Gebot der Verkehrspolizei. Da riefe dann manchmal so ein Kindskopf: „Seht nur den armen Schlucker!" Ein Kind aber, der Fotograf Kind nämlich, wisse es besser. Der spüre bereits bei den Hochzeitsaufnahmen im Atelier, daß heutzutage die Paare zu Haus ein gedeckter Tisch erwarte. Er beobachte sogar bei der Auswahl der Pose und beim Bestellen, daß die Frauen selbstbewußter und bestimmender geworden seien.

– Wir besitzen ja auch seit dem Vorjahr das neue Familiengesetz, junger Arbeiterveteran.

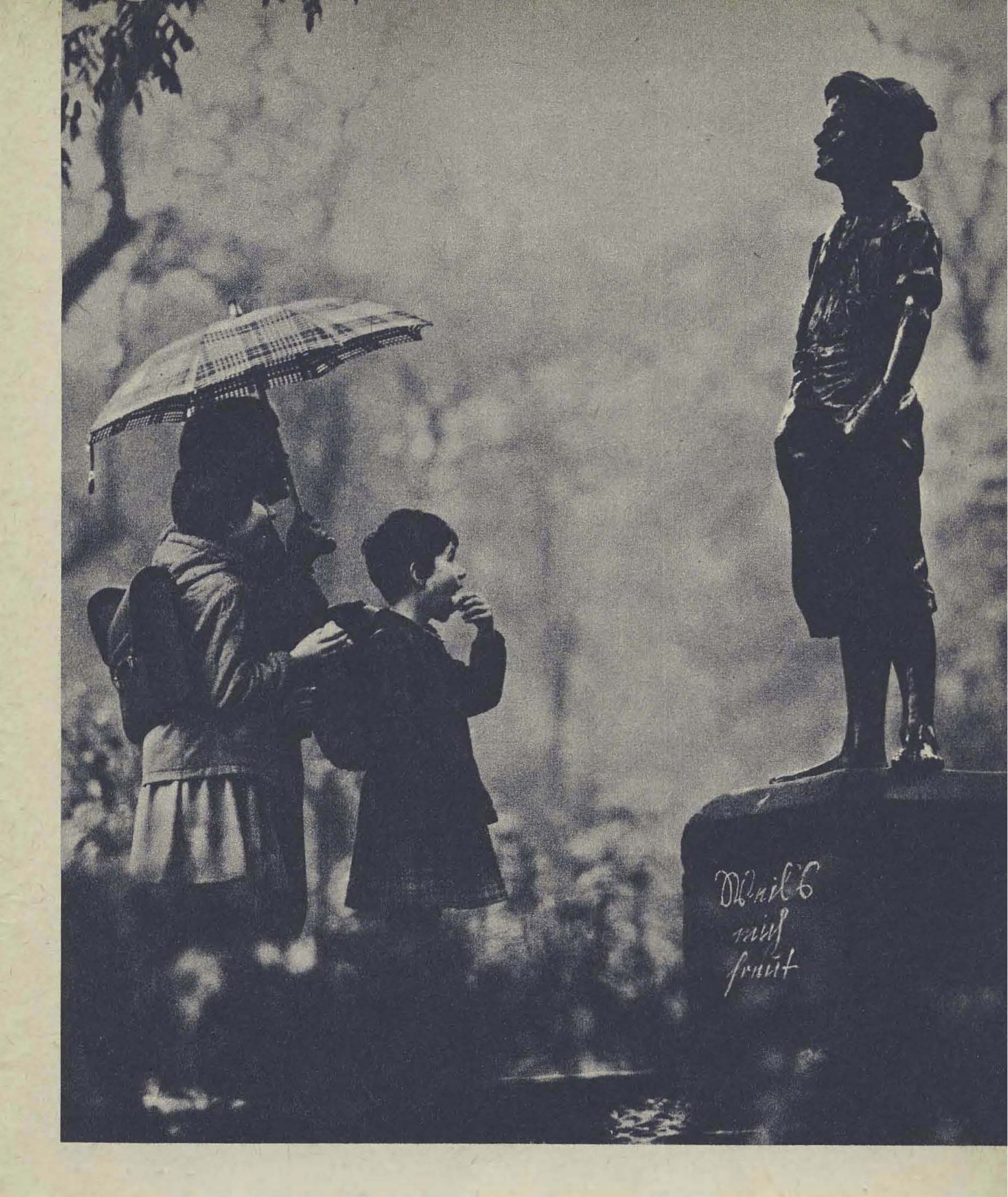
– Von Gesetzen verstünde er nicht viel. Er habe aber einen Blick für das Magazingemäße. Wir sollten nur schreiben: Weißenfels mit seinen Denkmälern, malerischen Ufern und stillen Straßen ...

– Na, unserer Meinung nach ...

– Papperlapapp! Er hoffe, daß die Kinder der im Dezember eingeweihten Schule ihre Lehrer nicht so ungehörig unterbrächen. Er wolle übrigens gerade von den falschen Ansichten sprechen. Also: Weißenfels sei eine Stadt der stillen Straßen – auf den Ansichtskarten. Die sind erst ein paar Jahre alt, doch schon veraltet; denn der Verkehr sei eine haarige Angelegenheit geworden. Den Vks wüchsen lange Haare, kaninchenfellweiche, weibliche nämlich, und die Unfallärzte bekämen graue.

– Und er sei wohl ein Alptraum der Tbc-Ärzte? Barfuß bei diesem Wetter und so!

– Pah! Erstens heiße es Tbk, zweitens galoppiere die Schwindsucht in der DDR nicht mehr als Volksseuche herum; und außerdem seien im Vorjahr tausende Weißenfelser tuberkulingetestet und in einem Röntgenkataster erfaßt worden. Zu terabeutischen und profilagtischen Zwecken. Wenn man's nur nicht so japanisch bezeichnen würde! Ob wir wüßten, was eine Gauveuse (Couvoise, d. R.) sei? Ganz einfach: Ein Frühgeburtenbettchen. Heute könne man sogar einen Ein-Drittel-Käse-hoch, der drei Monate zu früh und nur drei Pfund schwer zur Welt käme, zu einem kräftigen Schusterlehrling heranpäppeln. Bereits 1963 sei der Geburtenüberschuß so groß gewesen wie nie zuvor. Seit dem Vorjahr besitze die Stadt nun auch eine Frühgeburtenstation. Unser Staat begnügt sich also nicht mit halben Sachen und hat besonders für das junge Volk ein offenes Ohr und eine offene Hand. Wir brauchten uns also auch um sein, des Schusterjungen Wohl keine grauen Haare wachsen lassen. Was aber den entgangenen Soldaten auf Zeit betreffe – er stünde doch hier auch auf Posten, sozusagen als Mahn- und Ehrenwache. Ewig jung – so verkörpere er symbolisch seine Stadt. Und er könne nur sagen: weils mich freut! *-th*



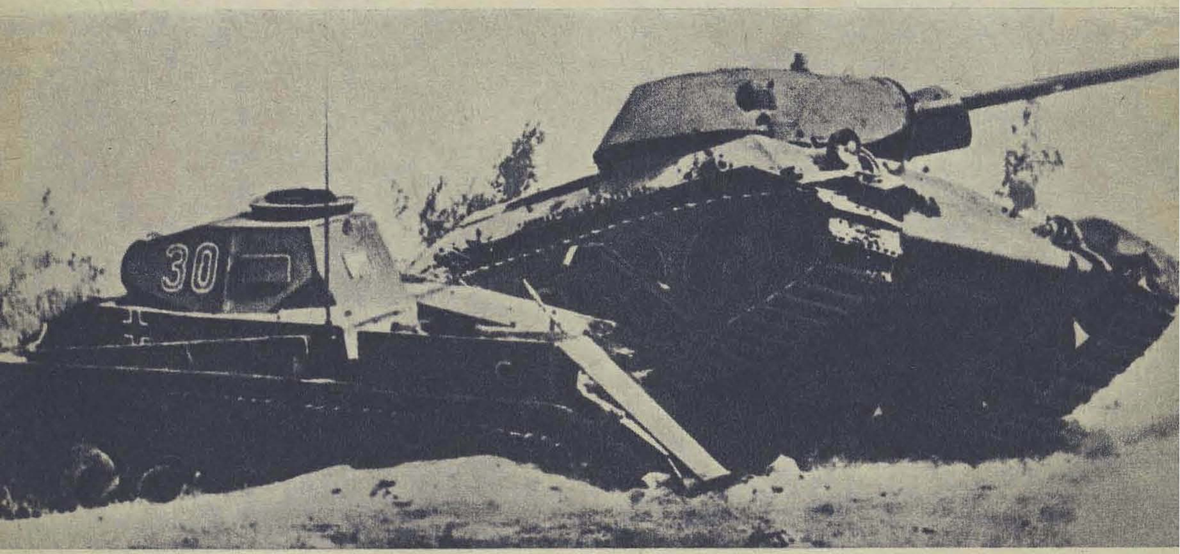
DDR UNSER VATERLAND

Oberst Ing. W. A. Wischnjakow, Moskau

Der „Vater" des T 34

Michail Iljitsch Koschkin, der Schöpfer des besten Panzers des zweiten Weltkrieges.

In den Ländern, die von der Sowjetarmee vom Faschismus befreit wurden, und in vielen Städten der UdSSR sind u. a. auch Panzerkampfwagen vom Typ T 34 als Denkmäler an den historischen Sieg der sowjetischen Streitkräfte über die Barbarei des deutschen Imperialismus auf steinerne Sockel gesetzt worden. Der „Vierunddreißiger" war der beste Panzer des zweiten Weltkrieges. Er war ein Panzer, der vom technischen Gesichtspunkt gesehen, seiner Zeit voraus war, und der die Entwicklung im internationalen Panzerbau in den Nachkriegsjahren beeinflußte. Über seine Qualitäten erzählt man sich noch heute Geschichten. Aber wie viele kennen die Namen derer, die diesen Panzer konstruierten? Wie viele wissen schon etwas über das Leben des Chefkonstrukteurs Michail Iljitsch Koschkin, des „Vaters" des T 34?
Sein Lebensweg war typisch für einen Sowjetbürger. Der Sohn eines armen Bauern, 1899 in einem Dorf bei Jaroslawl geboren, wurde mit 18 Jahren Soldat der Roten Armee und verteidigte seinen Staat der Arbeiter und Bauern gegen die aus 14 Ländern in das Sowjetland eingefallenen Interventen. Er kämpfte im Norden, dort, wo die Engländer mit schwerer Kriegstechnik sowjetische Erde schändeten. Den Tanks der Interventen konnten die Rotarmisten nichts ebenbürtiges entgegensetzen. Es mangelte ihnen selbst an Gewehren. Doch auch die besten Waffen konnten die junge Rote Armee nicht besiegen. Ihr Heldenmut, ihr Kampfeswille triumphierten.
Konnte aber die moralische Überlegenheit der Arbeiter- und Bauernarmee die alleinige „Hauptbewaffnung" bleiben? Es war nötig, eigene moderne Waffen und Geräte zu schaffen und ingenieur-technische Kader heranzubilden, die ihre Kraft und den Ideenreichtum der Jugend der Technik widmeten. Michail war einer unter Tausenden. Nachdem die Interventen an allen Fronten geschlagen waren, zog er die Uniform aus, um auf andere Weise der Heimat zu dienen. Er ging an die Universität in Moskau und danach an die Leningrader Akademie für Mechanisierung und Motorisierung, um Ingenieur zu werden.
In diesen Jahren arbeiteten die Konstruktions-



In den Panzergefechten erwies sich der T 34 den Panzern Guderians weit überlegen.

büros der Verteidigungsindustrie bereits an der Typenreihe BT[1], an jenen Panzern, die sowohl auf Gleisketten als auch auf den als Räder ausgebildeten Laufrollen fahren konnten und über die der englische Oberst Martel, der britische Fachmann für Panzertruppen, schrieb: „... das Panzerfahrzeug BT zeichnet sich insbesondere durch seine verhältnismäßig einfache Motoraufhängung und durch die außergewöhnlichen Fähigkeiten der Geländeüberwindung aus. Ich bin der Meinung, daß wir sofort von den Russen einige Panzerfahrzeuge dieser Art erwerben, die Aufhängung studieren und ähnliche Fahrzeuge für unsere Streitkräfte bauen sollten."
Die sowjetischen Ingenieure und Militärs schätzten die Schnelligkeit der BT sehr, waren aber mit der Panzerung nicht mehr zufrieden. Einer unter ihnen, der sich besonders mit diesem Problem auseinandersetzte, war der Jungingenieur M. I. Koschkin, der seit 1934 als Konstrukteur für Panzer im Kirow-Werk arbeitete. Nach zwei Jahren erfolgreicher Tätigkeit – der BT wurde ständig modernisiert, seine Aggregate fortlaufend verbessert, die Feuerkraft erhöht und die Panzerung verstärkt – erhielt Koschkin für seine ausgezeichnete Arbeit den Orden ‚Roter Stern'.

Seine Leistungen brachten es mit sich, daß er ins Charkower Panzerwerk „Komintern" als Chefkonstrukteur versetzt wurde, das die letzte Version des Rad-Kettenpanzers, den BT 7, baute. Beim Bau dieses Panzers wurden bereits die ersten Erfahrungen aus dem national-revolutionären Krieg des spanischen Volkes ausgewertet, die besagten, daß die Durchschlagssicherheit der Panzerplatten zum Problem Nr. 1 für die Konstrukteure geworden war. Zunächst beschritten die Konstruktionsgruppen den Weg, die Winkel der Rumpfpanzerung zu verändern, ohne die Masse des Fahrzeuges zu steigern. Ein daraus entstandener Versuchstyp, der BT-IS[2], hielt aber nicht, was man von ihm erhoffte. Neue Wege mußten beschritten werden.

Die Gruppe Koschkin, Tarschinow, Morosow entwarf ein völlig neuartiges Fahrzeug, den A 20 (später A 30), eine Kombination des BT mit dem stärker bewaffneten und gepanzerten T 28. Während sich Ingenieur Tarschinow mit der Formgebung des Panzers befaßte, arbeiteten Koschkin und Morosow bereits an einem weiteren Projekt dieser Art.

Sie gingen davon aus, daß unter modernen Gefechtsbedingungen ein Panzer kaum auf dem Räderfahrwerk operieren würde. Folglich erübrigen sich die komplizierten Einrichtungen dafür, die obendrein noch die Gefechtsmasse erhöhen.

Die beiden Ingenieure verwarfen das Räderfahrwerk und entwickelten einen Prototyp, der nur mit Gleisketten ausgestattet war, den A 32. Inzwischen war das Jahr 1939 gekommen. Die internationale politische Situation hatte sich immer mehr zugespitzt. Es galt, den neuen Panzer schnellstens und in bester Güte fertigzustellen, damit seine Produktion anlaufen konnte.
Im August 1939 fand die Vorführung der Prototypen statt. Koschkins Entwicklung fand den Beifall der Mitglieder des Obersten Kriegsrates. Die Initiative der Konstrukteure hatte sich gelohnt.
Koschkin und seine Genossen stürzten sich in die Arbeit. Verbesserung um Verbesserung nahm am Panzer Gestalt an, und nach Wochen war aus dem A 32 der Prototyp T 34 geworden. Mit der Konstruktion dieses Kampfwagens war ein qualitativer Sprung nach vorn im Panzerbau getan worden, der auch international völlig neue Maßstäbe setzte. Der T 34 hatte keine genietete Wanne mehr wie der BT, sondern eine verschweißte, mit einer sehr günstigen Neigung der Wände.
Nicht nur bei der äußeren Formgebung und dem Fahrwerk verließ Koschkin alle herkömmlichen technischen Wege, auch hinsichtlich des Antriebes. Sein T 34 war der erste Panzer der Welt, der einen Schwerölmotor (Diesel) hatte.
Nicht weniger bedeutungsvoll war die Neuerung im Panzerbau, breite, auflagefreudige Ketten zu verwenden. Das förderte besonders die Manövrierfähigkeit, die nur durch eine hervorragende Geländegängigkeit erreicht wird. Diese wiederum hängt in erster Linie von der Größe des mittleren Druckes auf den Boden ab. Koschkin erreichte einen Bodendruck von nur 0,6 kg/cm² bei einem Leistungs-Masse-Verhältnis von 19 PS/t.
Inzwischen hatten die deutschen Faschisten den zweiten Weltkrieg vom Zaune gebrochen. Dem Chefkonstrukteur des Charkower Panzerwerkes war klar, daß der Neue nun erst recht schnell in die Massenproduktion mußte. ▶



In der Schlacht um Moskau bekamen die faschistischen Heere die Kampfkraft des „Vierunddreißigers" erstmals voll zu spüren. Bei der Befreiung von Klin, im Dezember 1941, war bereits die Version T 34/76 B im Einsatz.

[1] BT = Bystrochodny tank = schnellfahrender Panzer.
[2] BT-IS = BT Ispytalelny = Versuchs-Schnellpanzer.

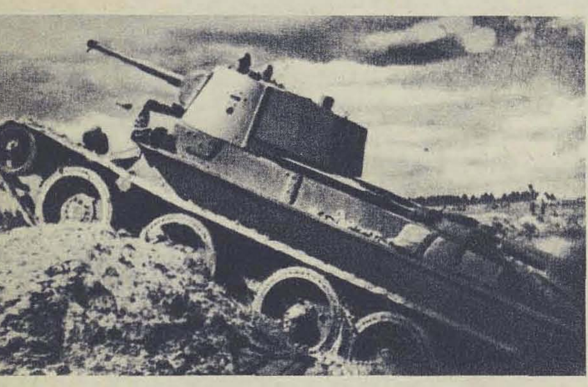
M. I. Koschkin unternahm persönlich alles mögliche, damit kein Tag versäumt wurde. Er nahm an allen Tests seines Panzers teil. An einem Herbstmorgen des Jahres 1940 passierten zwei T 34 die Tore des Charkower Betriebes. Auf den Straßen nach Moskau lag bereits Reif, und es war empfindlich kühl.

Koschkin hatte es abgelehnt, mit dem Zug zu fahren, denn er wollte die Kremltore auf „eigener Achse" erreichen. Es sollte der letzte Test sein. Den weiten Weg legte er abwechselnd in beiden Panzern zurück, er saß am Platz des Panzerkommandanten, auf dem Sitz des Ladeschützen und auf dem des Richtschützen. Er beobachtete, prüfte und machte sich Notizen. Die Armee sollte Panzer erhalten, die bis ins letzte erprobt waren.

Nach seiner Rückkehr nach Charkow mußte man ihn nachts direkt aus dem Betrieb ins Krankenhaus bringen. Der ärztliche Befund lautete: starke Erkältung und Lungenentzündung. Es stellte sich heraus, daß er schon zur Zeit der Tests ernsthaft krank war. Aber er wollte es nicht wahrhaben und sein Werk zu Ende führen. Koschkin überstand die Krankheit nicht. Er starb, 41jährig, kurz vor dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion. Sein Werk führten seine Mitarbeiter A. A. Morosow und N. A. Kutscherenko zu Ende. Im April 1942 erhielt M. I. Koschkin (postum) gemeinsam mit seinen engsten Mitarbeitern für das Projekt des neuen Panzers den Staatspreis erster Klasse. Das Kollektiv wurde mit dem Leninorden ausgezeichnet.



Eine interessante Weiterentwicklung ist der jugoslawische Typ mit seinem halbkugelförmigen Turm und den schrägen Wänden der Wanne.



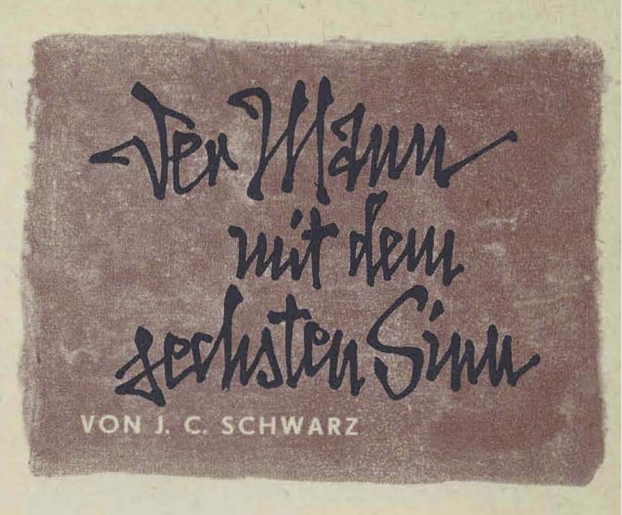
Die Leistungsfähigkeit der sowjetischen Verteidigungsindustrie ermöglichte während des Krieges die weitere Vervollkommnung des T 34. Der BT (oben) konnte sehr bald ausgemustert werden. Aus dem T 34/76 entstand der T 34/85 sowie die SFL 100 (unten).



Auch vor einem der Mammutbetriebe im Ural steht ein Sockel mit dem Panzer T 34. Tausende Panzer dieses Typs verließen während des Krieges die Tore dieses Herstellerbetriebes und fuhren von hier, vom fernen Ural, bis Berlin. Bis zum Oktober 1941 hatten die Techniker und Arbeiter dieses Betriebes keine Ahnung vom Panzerbau. Die Produktionsdokumentation kam erst in einer Zeit dorthin, als die faschistischen Divisionen bereits vor Moskau standen. Innerhalb von nur 55 Tagen wurde die Großserienproduktion des T 34 aufgenommen. Mit dem gleichen Heldentum wie die Millionen Soldaten an den Fronten arbeiteten die Panzerbauer. Der T 34 auf dem Sockel ist nicht nur ein Symbol hervorragender Technik. Er ist vor allem ein Denkmal zu Ehren jener Menschen, die es in schwerster Zeit so meisterhaft verstanden, Stahl in Kriegstechnik umzuwandeln, die konkurrenzlos dastand.

Noch viele Jahre nach dem Kriege erfüllt der Panzer T 34 seine Aufgaben. Er wurde auch in tschechoslowakischen und polnischen Betrieben gebaut, bewies auf dem koreanischen Kriegsschauplatz seine hervorragenden Kampfeigenschaften und half mit, die Freiheit einer ganzen Reihe weiterer Länder zu verteidigen.

Die Nachfahren des T 34, die modernsten Panzer der Armeen des Warschauer Vertrages, sind wie jener in Form und konstruktiver Anlage unerreicht. Was Koschkin und seine Mitarbeiter begannen, wurde von der nachfolgenden Generation der Panzerkonstrukteure konsequent und erfolgreich fortgesetzt.





Am 7. April 1933 wurde in einer Tannenschonung an der Landstraße von Baruth nach Neuhof die Leiche eines gut gekleideten Mannes gefunden. Das Gesicht des Toten war bis zur Unkenntlichkeit durch Einschüsse zerfetzt. Kriminalkommissar Albrecht, der Leiter der Berliner Mordkommission, der mit der Aufklärung des Falles betraut wurde, hat das Gutachten des Erkennungsdienstes vor sich liegen. Eine einwandfreie Identifizierung des Toten sei mittels der Atelierbezeichnung in seinem Maßanzug möglich gewesen, heißt es da. Es handle sich um den seit vierzehn Tagen spurlos verschwundenen Hellseher Erik Jan Hanussen. Da man Geld und verschiedene Wertsachen bei dem Toten gefunden habe, scheide der Verdacht eines Raubmordes aus. Der Täter sei möglicherweise in den Kreisen der Unterwelt zu suchen, mit der sich Hanussen in letzter Zeit stark eingelassen habe.

Kriminalkommissar Albrecht schüttelt den Kopf. Ihm schmeckt das Ganze nicht. Er hat es sowieso nicht gern, wenn die Herren vom Erkennungsdienst Tips für die Aufklärung geben. Die Unterwelt läßt kein Geld und keine Wertsachen in den Taschen ihrer Opfer.

Der Hellseher Hanussen ist seit einiger Zeit ein politischer Mann, „der Prophet des dritten Reiches", wie er in der Presse genannt wird, und wenn Kriminalkommissar Albrechts Nase richtig ist, und daß sie es ist, beweisen seine beruflichen Erfolge, dann wird es bei der Aufklärung Ärger geben. Es werden genug Tote gefunden in letzter Zeit, seit dem Anwachsen der Macht dieser braunen Gesellen, und die Todesursache zu klären ist oft ein undankbares Geschäft.

Kriminalkommissar Albrechts Nase i s t richtig. Er bekommt diskrete Hinweise, von zuständigen und nicht zuständigen Personen, es werden Andeutungen an ihn herangebracht, die er gefälligst richtig zu verstehen hat, wenn ihm seine Stellung lieb ist. Und er ist kein Mann, der gegen den Strom schwimmt.

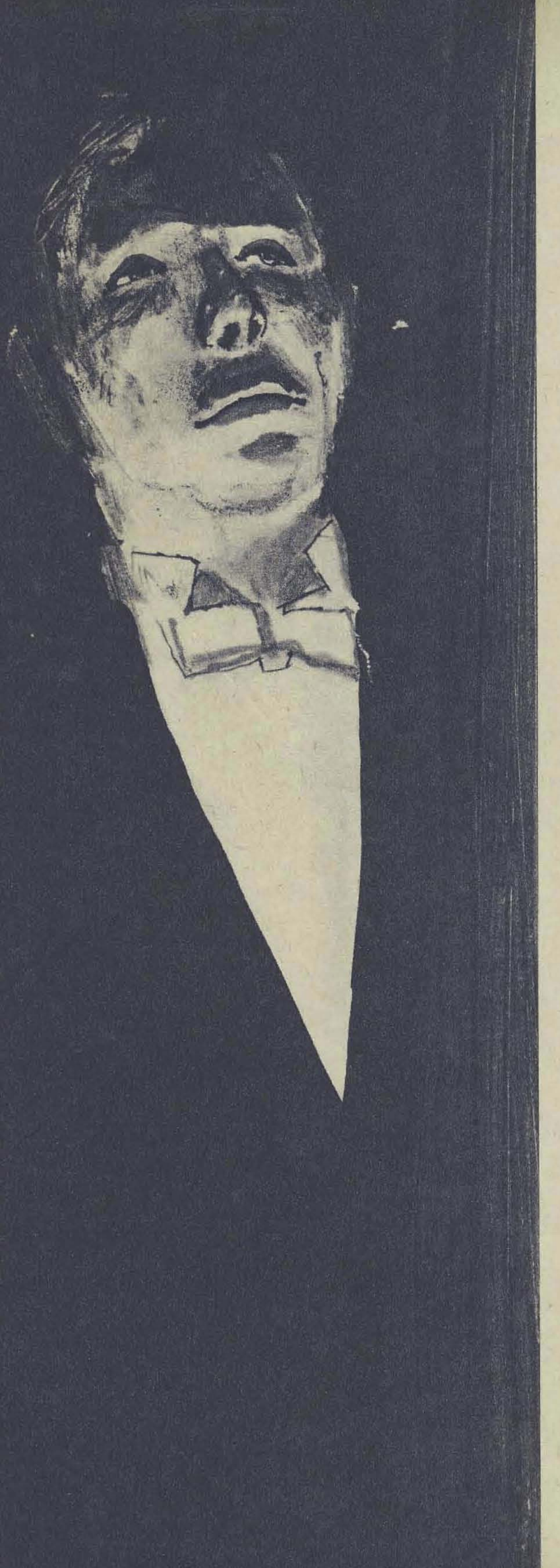
Die Öffentlichkeit, alarmiert durch sensationelle Schlagzeilen in den Zeitungen, erfährt erst nach dem Ende der Hitlermacht, was es mit der Ermordung des Hellsehers Hanussen auf sich hat. Daß die Ermittlungen 1933 ergebnislos verlaufen, dafür sorgt unter anderem auch ein ungeklärter Einbruch in den Räumen der Berliner Mordkommission und die Entwendung der Akten „Steinschneider alias Erik Jan Hanussen" aus dem Schrank des Kriminalkommissars Albrecht.

Wer war dieser Steinschneider oder Hanussen?



In der zweiten Hälfte der goldenen zwanziger Jahre macht sich bei den mittleren Klassen der Weimarer Republik der Hang zum Okkultismus bemerkbar. Es sind die Zeiten der gerade überstandenen Inflation, der heraufdämmernden Weltwirtschaftskrise und der sie begleitenden katastrophalen Arbeitslosigkeit. Für die mittleren Klassen, die in die Krise hineingezogen werden, ergeben sich in philosophischer Hinsicht zwei Möglichkeiten: Entweder sie schließen sich an die revolutionäre Wissenschaft der Arbeiterklasse an und gewinnen an vernünftigen Überlegungen neuen Halt oder sie fliegen auf den Leim okkulter „Wissenschaften", die ihnen von Dunkelmännern im Auftrag der oberen Schichten angeboten werden. Es finden aber nur wenige Angehörige der mittleren Klassen den Weg zu den Arbeitern. Die meisten von ihnen gehorchen dem „Zug der Zeit" zur Mystik, ohne zu ahnen, daß dieser „Zug der Zeit" vom Kapital organisiert wurde, als Manöver gegen die „rote Gefahr". (Solche Leute sind noch nicht ausgestorben: Springers „Morgenpost" berichtete kürzlich, daß die von Abgeordneten der CDU/CSU gern gehörte Bundeswahrsagerin Margarethe Goussantier vor dem Abschluß des Kuhhandels zwischen CDU/CSU und SPD verkündet habe, Strauß wird Minister in der Koalitionsregierung.) In dieser Epoche, in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ist es schwer, in einer Familie der mittleren Klassen nicht auf Familienmitglieder zu stoßen, die nicht alles Heil von Handliniendeutung oder Wahrsagen aus schwarzem Kaffee oder Kartenlegen oder Geisterbeschwörung erwarten. Diese Leute wollen mit der Vernunft nichts mehr zu tun haben.

So konnte ein Prozeß Aufsehen erregen, der am 27. Mai 1930 in Leitmeritz in Österreich stattfand und in dem gegen den Artisten Hermann Steinschneider verhandelt wurde, der sich Erik Jan Hanussen nannte und seit Jahren in verschiedenen Varietétheatern Österreichs als Hellseher, Telepath, Gedankenleser, Hypnotiseur auftrat. Etwa 35 Personen hatten ihn wegen Betruges angezeigt, wobei es um eine Schadensumme von rund 6000 Kronen ging. Diese Summe hatten die 35 Personen dem Hellseher als Honorar für private Auskünfte bezahlt, und sie behaupteten nun, für ihr Geld unsinnige und falsche Antworten auf ihre Fra-



gen bekommen zu haben. Die erste Verhandlung in dieser Angelegenheit hatte fünf Monate zuvor stattgefunden, das Gericht hatte sich jedoch angesichts der Flut von Zuschriften aus Deutschland und Österreich und der vielen negativen und positiven Zeugnisangebote genötigt gesehen, die Fortführung des Prozesses zu vertagen, damit Verteidiger und Ankläger mit Hilfe der neuen und sehr wichtigen Zeugen ihre Positionen ausbauen konnten. Tatsächlich gelang es der Verteidigung, den Zeugen der Anklage ein ebenso großes Quantum begeisterter Anhänger Hanussens gegenüberzustellen, wobei es dem Geist der Zeit entsprach, daß unter diesen Zeugen Juristen und Intellektuelle waren, die von ihren erstaunlichen Erfahrungen mit dem Hellseher Hanussen berichteten. Der gelehrte Meinungsstreit einiger Professoren der Philosophie und Medizin, die man als Sachverständige geladen hatte, zeigte dem Gericht nur, daß die Wissenschaft in der umstrittenen Frage keinen klaren Standpunkt hatte, was die Anwendung des alten juristischen Grundsatzes „in dubio pro" (gleichbedeutend mit: Im Zweifelsfall zugunsten des Angeklagten entscheiden) erlaubte. An dem Tag, an dem Hanussen seine Arbeitsweise dem Gericht vorführte, mußten Militär und Polizei aufgeboten werden, um zu verhindern, daß die Neugierigen, die aus ganz Europa angereist waren, beim Kampf um Plätze im Gerichtssaal das Gerichtsgebäude stürmten.

Betrachtet man heute den Bericht über die Vorführungen Hanussens vor dem Leitmeritzer Gericht, so gewinnt man den Eindruck, daß die Leichtgläubigkeit der Epoche, ihr Wunsch, an übersinnliche Kräfte zu glauben, dem Angeklagten entgegenkamen und ihm auch im Gerichtssaal das Arbeiten erleichterten. So verlangte er zum Beispiel für das „Sehen" von Ereignissen in der Vergangenheit, die ihm nicht bekannt sein konnten, die Angabe von Ort und Zeit des Geschehenen. Er schloß dann die Augen und versetzte sich in den Zustand „hellseherischer" Empfänglichkeit. Es ist aber anzunehmen, daß er in diesen Minuten während des gespannten Schweigens seiner Zuhörerschaft, mit Hilfe logischer Überlegungen aus den Minimalangaben weitere Schlußfolgerungen zog. Ein Ereignis an einer Straßenkreuzung oder ein Ereignis in den Räumen der Wiener Universität sind verschiedene Dinge und lassen verschiedene Vermutungen zu, so kann das erste ein Verkehrsunfall sein und das zweite die Verteidigung einer Diplomarbeit. Irrte er sich, dann redete er sich heraus mit der Unkonzentriertheit oder feindlichen Stimmung des Fragestellers. Seine „seherischen" Äußerungen waren sehr vorsichtig und allgemein formuliert, und wer den Wunsch hatte, ihm zu glauben, sah über kleine Ungenauigkeiten hinweg und fühlte erschauernd, daß das Unmögliche möglich wurde.

Der Angeklagte wurde freigesprochen. Da er davon überzeugt hatte, daß er nicht der einzige war, der an seine Fähigkeiten glaubte, konnten ihm betrügerische Absichten nicht nach-

gewiesen werden. „Dazu kommt aber noch als gewichtigster Umstand", hieß es in der Urteilsbegründung, „daß das Gericht nicht in der Lage ist, auszusprechen, daß der Angeklagte die Gabe des Hellsehens nicht besitze."
„In dubio pro": Dieser Satz entschied nicht nur die Haltung des Gerichtes in Leitmeritz, es war die Haltung der Epoche zum Okkultismus überhaupt.
Zwei Jahre später überwarf sich Hanussen mit seinem Assistenten Juhn. Hanussen, übrigens ein gedrungener Mann von energischem Aussehen, damals 43 Jahre alt, hatte inzwischen die Ergebnisse des Leitmeritzer Prozesses propagandistisch ausgenutzt. Er näherte sich dem Gipfel seines Ruhmes. Er trat in der Berliner Scala auf und war Höhepunkt des allabendlichen Programms. Wie er das Gericht in Leitmeritz und die gelehrten Professoren, die als Sachverständige fungierten, durch sein suggestives und sicheres Auftreten, seine rasche Auffassungsgabe und sein logisches Denken nach und nach in einem für ihn günstigen Sinne beeinflußt hatte, so beeinflußte er auch allabendlich das Publikum in der Scala und überzeugte es von seinen übersinnlichen Begabungen. Er war damals der bestbezahlte Varietéstar Deutschlands. Das war der Augenblick, in dem Juhn, sein alter Mitarbeiter und Freund, mehr Geld verlangte und, von Hanussen in die Schranken gewiesen, sich zu rächen beschloß, indem er in aller Öffentlichkeit über die Tricks des Hellsehers zu plaudern begann.
Dabei kamen einige hübsche Dinge zutage, so zum Beispiel die Geschichte, wie der junge Hanussen als Soldat der k. und k.-Armee seinen Vorgesetzten Ereignisse aus ihrem Leben voraussagte, die acht Tage später durch das Eintreffen der Post als tatsächlich eingetreten bestätigt wurden, wobei niemand auf den Gedanken kam, den beim Militärzensor arbeitenden Freund Hanussens, Juhn, zu verdächtigen. Juhn mußte dienstlich alle Briefe lesen und hielt die Hanussen interessierenden eine Woche lang zurück, damit der Freund sich inzwischen als Hellseher produzieren konnte. Auch andere Tricks wurden von Juhn preisgegeben, so die verabredeten Code-Worte, die zur Verständigung zwischen dem Assistenten im Saal und dem Hellseher auf der Bühne dienten, ja zuletzt, so berichtete Juhn, habe unter dem Läufer im Publikumsraum ein Draht gelegen, und der Assistent sei in der Lage gewesen, über Kontakte in den Schuhsohlen Morsezeichen auf die Bühne zu senden. So erkläre sich das Phänomen, wie Hanussen auf der Bühne Namen, Geburtsdaten und Beruf von Personen „hellseherisch" angeben konnte, deren Personalpapiere Juhn unten im Zuschauerraum eingesammelt hatte.
Aber diese Enthüllungen störten Hanussen wenig. Er fühlte sich sicher. Er hatte vor Jahren selbst ein Buch über Tricks der Varieté-Zauberer herausgegeben. Sein Auftritt in der Scala zerfiel in zwei Teile: Im ersten Teil führte er die üblichen Tricks vor und enthüllte sogleich ihr technisches Geheimnis, um im zweiten Teil





Illustrationen: Karl Fischer

zur echten Magie überzugehen und sich in seherische Ekstasen zu versetzen, die dem Publikum Schauer über den Rücken jagten. Auch das sicherte ihn, da er ja ein ehrlicher Mann zu sein schien, der gegen die Betrügereien in seinem Metier zu Felde zog und für ehrliches Zaubern eintrat. Die beste Sicherung jedoch bestand darin, seiner Meinung nach, daß er sich den Nazis verschrieben hatte und Hitler den Aufstieg zur Macht prophezeite, was von der Nazipresse und gewissen „unabhängigen" Boulevardblättern in großer Aufmachung gebracht wurde.
Juhn hatte Hanussen verlassen. Aber er brauchte ihn nicht mehr, er hatte einen besseren Assistenten gefunden im SA-Führer von Ohst, dem Adjutanten des Mordbuben Helldorf, des Grafen und Obergruppenführers der SA.



Von Ohst, verarmter deutscher Adel, hat Weibergeschichten, genau wie Hanussen. Gewisse Damen lieben es, sich von starken Männern hypnotisieren zu lassen. Es gehört aber in diesem Zusammenhang zur hypnotischen Begabung noch etwas anderes: Geld. Hanussen hat es, von Ohst nicht, mit seinem Adjutantengehalt kommt er nicht sehr weit. Im vornehmen Hotel Esplanade, in dem der Scala-Star Hanussen wohnt, drängen sich die Damen der Gesellschaft danach, dem Magier zu Geld und anderen Freuden zu verhelfen, das geschieht in den Sprechstunden, in denen sie den Hellseher um Rat fragen und höchste Preise für kleinste Andeutungen gerne zahlen. Auch von Ohst, wie jeder Mann, der auf sich hält, hat seine kleine private Magie, aber sie bringt nichts ein, sie verursacht nur zusätzliche Unkosten. In SA-Führer-Uniform begibt er sich eines Tages in Hanussens Sprechstunde und erfährt, daß er zwischen zwei Frauen steht und in Geldschwierigkeiten ist, was man ihm übrigens von der Nase ablesen kann, ohne „Hellseher" sein zu müssen. Man kommt ins Gespräch, und Hanussen deutet an, daß er gern in die Nazipartei eintreten möchte, da er, im Gegensatz zu seinem Rivalen, dem Hellseher Max Moecke, an die Nazipartei glaube und von ihrem Aufstieg überzeugt sei. Aber sein Mitgliedsbuch müßte die niedrige Nummer eines „alten Kämpfers" haben, weil das allein „standesgemäß" wäre.
Von Ohst spricht mit seinem Chef Helldorf, dem Mordbuben und Obergruppenführer. Der Hellseher Max Moecke, der damals beim Berliner Varietépublikum beliebt zu werden begann und unablässig prophezeite, daß die Nazipartei sich spalten, daß Hitler ausgestoßen und der Nationalsozialismus zu bestehen aufhören werde, wurde im Ergebnis dieses Gespräches beseitigt. Er verschwand plötzlich, es wurde nicht mehr über ihn gesprochen; Leute, die ihm nahestanden und sich einen Vers darauf machen konnten, hüteten sich, an die Vertreter der amtlichen Gerechtigkeit Fragen zu stellen. Aus dem Archiv des helldorfschen Mordkommandos wurde sodann das Parteibuch eines durch Feme umgebrachten „alten Kämpfers" herausgesucht und auf den Namen „Erik Jan Hanussen" umgeschrieben, so daß von Ohst bei seinem nächsten Besuch im Hotel Esplanade etwas zu bieten hatte. Hanussens Freude über beide Geschenke war groß. Abends wurden die freudigen Ereignisse gefeiert, mit Wein, Weib und Musik, wie es sich für Erfolgsmenschen gehört. Dem Ohst, der es nicht versäumte, seine Verdienste beim Zustandekommen der Ereignisse ins rechte Licht zu rücken, prophezeite der „Hellseher" im Stil des Führers: „Unsere Freundschaft wird eine dauerhafte sein."
Hanussen ließ sich diese Beziehung was kosten, erst lieh er dem Ohst große Geldsummen, die bald fünfstellig zu werden begannen, dann pumpte er ihm die durch hellseherische Tätigkeit erworbene Luxusjacht in Wannsee und einen der drei amerikanischen Straßenkreuzer, die er besaß. Es klappte großartig. Früher hatte Juhn dem Zauberer auf der Bühne vom Parkett her Morsezeichen zugefunkt, damit jener „hellsehen" konnte, und Hanussen hatte die Augen geschlossen und war in magische Verzückung geraten, um als „innere Schau" servieren zu können, was Juhn ihm soeben mitgeteilt hatte. Jetzt wurde Ohst der neue Assistent und steckte Hanussen Zettel zu, aus denen er ersah, was in vierzehn Tagen oder vier Wochen auf Regie-



rungsebene geschehen würde. So konnte Hanussen sich wieder in Pose werfen, Grimassen schneiden und wie ein Sterbender der „inneren Stimme“ lauschen, die ihm zuflüsterte, daß die Privatarmee Hitlers, die SA, die eine Zeitlang verboten war, wieder im Kommen sei und legal marschieren werde. Die Tageszeitungen brachten es groß: „Hellseher Hanussen prophezeit baldige Legalisierung der Sturmabteilungen.“ Dem Juhn, dem Asisstenten und Trickzauberer alter Schule, hatte Hanussen die Gehaltsaufbesserung verweigert. Aber seinem neuen Assistenten und Freund Ohst zahlte er Tausende in Form privater Kredite, die jener mit immer neuen Informationen aus der Umgebung Röhms und Görings zurückzuzahlen glaubte.

Hanussens Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Er gab eine Zeitschrift heraus, „Die bunte Wochenschau“, die von seinen Klienten und Anhängern eifrigst gelesen wurde. In dieser Zeitschrift erklärte er, als Hitler Reichskanzler wurde: „Ich habe nur getan, was ich als meine Pflicht erkannte. den unausbleiblichen Sieg Adolf Hitlers und damit des völkischen Gedankens zu verkünden, weil er sich meiner inneren Schau eindeutig manifestiert hat.“ Er war ein wertvoller PG. Er träumte von einer Begegnung mit dem Führer und hatte die Vorstellung, daß er Wallensteins Seni werden könnte, der Magier neben dem von „innerer Schau“ getriebenen Führer, ein Posten als Intimus und Ratgeber mußte da oben noch frei sein. Aber bis dahin mußte er noch einiges leisten, und als nächste Aufgabe hatten ihn Helldorf und Röhm für die Bearbeitung der Industriellen- und Millionärsfamilien vorgesehen, also jener Familien, die bisher die Förderung des okkulten Humbugs als Mittel zur Bekämpfung der „roten Gefahr“ betrieben hatten. Jetzt sollte der okkulte Humbug dafür eingesetzt werden, um die empfänglichen Millionärs-Damen für die braune „innere Schau“ Hanussens zu gewinnen, weil das die Ehemänner mit beeinflußte und in den meisten Fällen bedeutete: Weitere Verstärkung des in die NSDAP einmündenden Geldstromes. Man hoffte, mit Hanussens Hilfe bedeutende familiäre Wirkungen auszulösen.

Ohst und Helldorf hatten vorgearbeitet. Sie kannten sämtliche in Frage kommenden schönen. übergeschnappten und sich langweilenden Frauen der großen Geldfamilien. Sie brachten die Mitteilung in Umlauf, daß Hanussen zur Veranstaltung privater Séancen in den großen Häusern bereit sei; eine Idee, die von diesen Frauen begeistert aufgegriffen wurde. So kam Hanussen in die reichen Familien und begann dort, nachdem Ohst ihn genau informierte, wer seine Zuschauer sein würden und in welcher Richtung die Partei zu wirken wünsche, seine Kreise zu ziehen und mit rollenden Augen und zuckendem Gesicht die unvermeidliche braune Zukunft anzukündigen, natürlich mit Andeutungen, die so zart waren, daß man den Auftrag nicht heraushörte.

Und er hatte Erfolg. Seine guten Informationen und sein heller Verstand ließen ihn, ähnlich wie damals im Leitmeritzer Prozeß, ähnlich wie abends in der Scala, Dinge sagen, die unkritischen Leuten nahegingen. Sie konnten nicht mit Sicherheit sagen, daß Hanussen keine hellseherischen Fähigkeiten habe. Er kombinierte. Irrte er sich, so verzieh man ihm. Irrte er sich aber nicht, so fühlte man erschauernd, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, von denen sich Schulweisheit nichts träumen ließ.

Auf diese Weise und von dieser Seite her wirkte Hanussen für die Hitlerpartei. Er verstärkte noch sein Wirken, sozusagen aus Liebe zur Sache, indem er sich etwas genauer den ihm zugetanen Damen widmete. Dabei aber stieß er eines Tages, ohne es zu wollen, ins Jagdrevier seines Freundes Ohst und erfuhr von der betreffenden Dame, die gesellschaftlich 12 Millionen wert war und persönlich nicht mit Gold aufzuwiegen, wie Ohst über ihn dachte. Ohst hatte es ihr nämlich gesagt. Demnach sei Hanussen ein Emporkömmling, ein Nichts, ein kleiner Gernegroß, Quacksalber und Scharlatan, der den Leuten für zweifelhafte Leistungen das Geld aus der Tasche ziehe und den eine Frau von Format nicht ernst nehmen sollte.

Es war der zweite Verrat eines Assistenten Hanussens, und der Meister schritt sofort zur rächenden Tat, indem er Ohst einen Brief schickte und von ihm die Rückzahlung der 25 000 Mark verlangte, die Ohst ihm schuldete. Ohst eilte verärgert zu Hanussen, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen, da Hanussen Schuldscheine besaß, und von Ohst versuchte, die Bezahlung der Schuld durch freundschaftliche Regelung hinauszuschieben. Was Hanussen plötzlich so verstimmt hatte, erfuhr er nie. Hanussens Verstimmung blieb, und Ohst sah ein, daß er gefährdet war und etwas Grundsätzliches zu seinem Schutz tun mußte. Sowieso haßte er als Adliger Kaufleute, noch dazu solche, die ihr Geld zurückhaben wollten und nicht verstanden, daß man Freunde wegen solcher Dinge nicht mahnt. Wem hatte denn dieser Scharlatan die letzte entscheidende Etappe seines Aufstieges zu verdanken, wenn nicht ihm, Ohst? ▶

Ohst redete mit Helldorf. Warum Hanussen plötzlich gefährlich war und verschwinden mußte, begriff Helldorf nicht gleich, obwohl in der Partei solche Freundschaftsbezeugungen schon vorkamen, daß man sich gegenseitig umbrachte. Ohst wußte, daß Hanussen den Wunsch hatte, mit dem Führer zu sprechen. Helldorf sah schließlich ein, daß Hanussen nach Macht strebte und daß man diese Entwicklung aufhalten mußte, bevor es zu spät war und der Führer den Magier ins Herz schloß. Nach allem, was man bisher mit Hanussen erlebt hatte, war auch das möglich, daß er sich zum Vertrauten des Führers machte. Hanussens Fähigkeit der Einflußnahme auf Menschen war eine bedeutende.

So gab Helldorf schließlich seinem Adjutanten freie Hand, und der Adjutant steckte Hanussen kurz vor der Séance in der gerade eingeweihten Magier-Wohnung in der Lietzenburger Straße ein Zettelchen zu. Es waren Leute von Rang und Geld versammelt, die staunend die bombastische Magier-Wohnung inspizierten, der Einladung Hanussens folgend, und die vor Beginn des großen Gala-Banketts die Séance über sich ergehen lassen mußten.

Da trat er im verdunkelten, theatralisch hergerichteten Raum in die Mitte des elektrisch leuchtenden Pentagramms und brachte sich wieder einmal in Ekstase, den markanten, von unten angestrahlten Kopf geisterhaft aufgereckt, als blicke er in die Ferne.

„Ich sehe Feuer", verkündete er und schloß die Augen. „Ja, Flammen, gewaltige Flammen verzehren ein altehrwürdiges großes Gebäude. Jetzt sehe ich deutlicher. Es ist der Reichstag. Der Reichstag brennt. Mächte der Finsternis haben ihn in Brand gesetzt. Aber der Führer kommt ihren teuflischen Plänen zuvor. Ich sehe ein Schafott, von dem Blut tropft. Die Brandstifter werden ihrer gerechten Bestrafung nicht entgehen."

Zwei Tage später brannte wirklich der Reichstag. Damit hatten sich die Nazis den Vorwand für eine großangelegte Jagd auf die Kommunisten geschaffen, denen sie diese Brandstiftung zur Last legten. Die Presse teilte mit, daß der Hellseher Hanussen den Brand in einer privaten Séance in seiner Wohnung vorausgesagt habe.

Ohst macht Stimmung gegen Hanussen.

„Hanussen muß verschwinden", sagt er. „Es ist kein Geheimnis, daß seine Hellseherei auf einer Mischung von Information und guter Kombinationsgabe beruht. Man munkelt bereits, daß er von dem geheimen Plan der Partei gewußt habe und die Brandstifter sehr gut kenne. Er könnte eines Tages auch andere Dinge aussprechen, die nicht ausgesprochen werden dürfen. Man muß diesen Fall ein für allemal regeln, im Sinne der Sicherheit unserer Partei."

Die Nazigrößen hören sich das an und – schweigen vielsagend. Hanussen hat niemand, der ein Wort für ihn einlegt.

Am 24. März 1933 ist es soweit. Hanussen hat in der Nacht schlecht geschlafen. Er hatte am Abend zuvor einen häßlichen Auftritt mit von Ohst. Die Frage nach den 25 000 Mark beantwortete Ohst mit den Worten:

„Man soll gute Freunde nicht bedrängen. Das kann ins Auge gehen."

„Ihr braucht wohl wieder mal ein Parteibuch mit einer niedrigen Nummer?"

„Donnerwetter", antwortete Ohst und erhob sich, „du bist wirklich ein Hellseher."

Darüber grübelt Hanussen die ganze Nacht. Moecke verschwand seinerzeit, warum soll er selbst nicht verschwinden? Die ganze Nacht hindurch überlegt er, ob er ins Ausland fliehen soll. Aber sie werden ihn überall aufspüren. Nein, er wird zum Führer gehen, er wird sich unter den Schutz des Führers stellen, er wird Ohsts Schuldscheine auf den Tisch legen und den Führer bitten, ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Aber wie kommt man an den Führer heran? Wird er ihn, den Hellseher, empfangen? Die ganze Nacht hindurch fühlt er, daß sich etwas zusammenzieht, daß er einer dunklen Sache, die auf ihn zurückt, nicht entgehen kann. Er sieht hell, aber zu spät.

Unausgeschlafen, völlig zerschlagen erhebt er sich am Morgen. Er tritt ans Fenster. Unten vor dem Haus steht ein schwarzer Mercedes, zwei Zivilisten sitzen darin und warten. Auf was warten sie? Er beschließt, den ganzen Tag das Haus in der Lietzenburger Straße nicht zu verlassen.

Abends ist das Auto verschwunden. Er muß in die Scala, er zieht sich an. Vielleicht irrt er sich. Vielleicht sind das alles nur Halluzinationen überreizter Nerven. Aber den Führer wird er in den nächsten Tagen zu sprechen versuchen.

Gerade will er das Haus verlassen und zu seinem Wagen gehen, da schießt der schwarze Mercedes heran, hält dicht vor ihm, zwei Männer in Ledermänteln steigen aus, deren Gesichter ihm nicht gefallen.

„Sie fahren mit uns", zischt einer von ihnen. „Steigen Sie ein und machen Sie keine Scherereien."

Es ist soweit. Er steigt wortlos ein. Einer der Männer setzt sich neben ihn, der andere lenkt den Wagen. Es geht durch die beleuchtete Stadt, an Kinos, Lokalen, Vergnügungsstätten vorbei, in denen die anderen weiterleben dürfen. Ja, die anderen dürfen weiterleben nur er wird jetzt hinausgefahren auf eine dunkle Landstraße, die er nicht kennt.

Irgendwo draußen halten sie an, in einem großen Wald, und befehlen ihm, auszusteigen. Sie haben kein Wort mit ihm gesprochen. Er geht, weil sie das von ihm verlangen, in den Wald hinein.

Er läuft und läuft. Er merkt, daß ein Scheinwerfer auf ihn gerichtet wird, in seinem Rükken. Jetzt entsichern sie die Pistolen. Er hört das Knacken.

Dem Knacken folgen Blitz und Donner und der große Schlag, der ihn niederwirft. Daß sie näher herantreten und sein Gesicht zerschießen, merkt er schon nicht mehr.



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. sowj. Forschungsstation in der Antarktika, 4. Ostseebad, 7. Trainer der Fußballnationalmannschaft, 10. 1420 von Hussiten gegründete Stadt in der ČSSR, 13. Bad in Belgien, 14. Abt. des Erdmittelalters, 15. früherer Name Tokios, 16. Billardstock, 17. Milchdrüse der Säugetiere, 20. Schwung, Begeisterung, 22. Stadt in der VR Polen, 24. Verkörperung der Stadt Rom, 26. franz. Dichter („Die Kommunisten"), 27. Ölpflanze, 28. bewegl. Sperrenmittel, 31. chilen. Dichter, 32. Monat, 34. Hauptstütze der Takelage, 36. Instrumentaltonstück, 38. deutscher Chemiker, entdeckte das Anilin im Steinkohlenteer, 40. weibl. Vorname, 41. hervorrag. ital. Naturforscher (1737–1798), 45. griech. Buchstabe, 46. Dienstgrad, 48. altägypt. Sonnengott, 50. geflügeltes Roß der griech. Sage, 53. sowj. Schachgroßmeister, 55. Verwaltungsbezirk in Ungarn, 56. russ.: Friede, 58. franz. Hafenstadt, 60. Zeiteinheit, 63. Fluß an der sowj.-mongol. Grenze, 65. Kanton der Schweiz, 67. Landschaft in Mittelgriechenland, 70. Spielkarte, 71. Hafendamm, 73. Komponist der Nationalhymne der DDR, 75. Einzelvortrag, 77. röm. Göttin der Jagd, 78. Ureinwohner Perus, 79. Nebenfluß der Elbe, 81. österreich. Lyriker des 19. Jh., 82. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 83. linker Nebenfluß der Aller, 84. Riesenschlange, 85. islam. Gelehrter, 86. Name einer sowj. Mondrakete, 87. Kriechtier, 88. begrenzter Zeitraum.

Senkrecht: 1. Bezeichnung für die Angehörigen der franz. antifasch. Kampfgruppen 1940–44, 2. Lederstreifen, 3. Fluß in Flandern, 4. Fallklotz, 5. alkoh. Getränk, 6. weibl. Vorname, 7. Werkzeug, 8. europ. Hauptstadt, 9. japan. Währung, 10. Glücksspiel, 11. Stadt nördlich von Berlin, 12. weibl. Vorname, 18. Wappentier, 19. Hafen der Ind. Union, 21. Liebreiz, 23. elektr. Maßeinheit, 25. Stadt und Fluß im Norden der UdSSR, 27. sowj. Jagdflugzeug, 29. Bildteppich, 30. deutscher Physiker, 1914 Nobelpreis, 33. sowj. Kurort am Schwarzen Meer, 35. deutscher Filmregisseur („Die Mörder sind unter uns"), 37. banktechn. Ausdruck, 38. süddeutscher Mädchenname, 39. physikal. Arbeitseinheit, 42. Lebensabschnitt, 43. Maßeinheit der elektr. Spannung, 44. griech. Siegesgöttin, 47. jugosl. Insel, 49. Stadt in Finnland, 51. Zeitraum von Mittag zu Mittag, 52. lat.: im Jahre, 54. Kontinent, 56. Höhepunkt der NVA im Ausbildungsjahr 1966, 57. Angehöriger einer Völkergruppe, 59. franz.: Straße, 61. Nebenfluß des Kongos, 62. Bezirkshauptstadt der DDR, 64. franz.: nein, 66. Stadt in Japan, 67. Blütenstand, 68. Nebenfluß der Aller, 69. ASK-Eishockeytorsteher, 72. südamerik. Kamel, 74. Tafelgemälde, 76. nord. Männername, 78. Nebenfluß des Rheins, 80. Nebenfluß der Donau in der ČSSR.

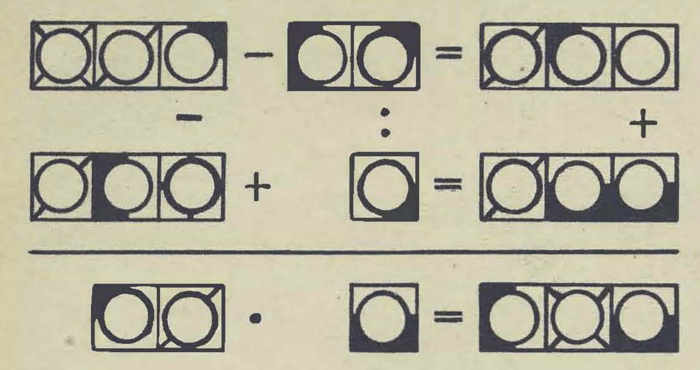
ZUM RECHNEN

Ein Dieselmotor mit einem wirtschaftlichen Wirkungsgrad von 36% verbraucht stündlich 16 kg Dieselöl. Wie groß ist seine Nutzleistung in PS?
(Heizwert von Dieselöl = 10 000 kcal/kg; 1 kcal = 427 kpm)

VERBAUTES

Die Bausteinchen sind so zu ordnen, daß sie ein Vermächtnis des Arbeitersportlers und Antifaschisten Werner Seelenbinder ergeben.





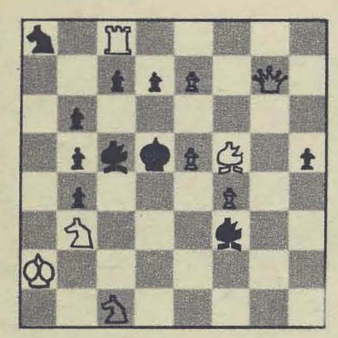
RECHNEN UND RATEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Es sind dieser Aufgabe entsprechend die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Karos eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – au – bi – dis – dus – e – é – ga – ga – ga – hut – in – ja – kus – lais – li – na – na – nach – nal – nep – pi – pier – ra – ra – re – re – rin – ro – rod – té – tun – tur – ver – vol sind dreizehn Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen des Franzosen, der als erster Mensch am 22. Oktober 1797 mit einem Fallschirm aus einem Ballon absprang. 1. Reifeprüfung, 2. Organ der Truppensicherung, 3. Wurfgerät, 4. Fechtschuldegen, 5. franz. Stadt an der Mosel, 6. sowj. Kosmonaut, 7. berühmter Kreuzer der russ. Balt. Flotte, 8. elektr. Schaltvorrichtung, 9. höchster Berg des Urals, 10. Losungswort der franz. Revolution, 11. Schußwaffe, 12. Strom in Vorderindien, 13. Planet.

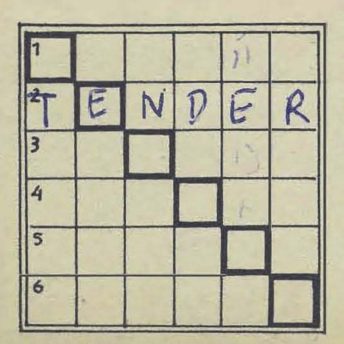
SCHACH



Matt in drei Zügen (P. Puchalla)

FULLRÄTSEL

1. Nürnberger Kosmograph, fertigte 1492 den ersten Erdglobus an, 2. Schutzkissen an Schiffen, 3. Segelstange, 4. Leiter der illegalen KPD nach Thälmanns Verhaftung, 5. hervorrag. deutscher Bühnendichter, 6. deutsche Schauspielerin (Berliner Ensemble). Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale ein militär. Führungsmittel.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 1/1967

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Tabso, 4. Gogol, 8. Remis, 12. Rasin, 15. Sieg, 16. Kegel, 17. Schl, 18. Artel, 19. Neman, 20. Gizeh, 21. Etage, 23. Oder, 24. Pirat, 25. Labsal, 26. Renn, 29. Gin, 30. Tee, 32. Sete, 34. Oktave, 37. Schott, 40. Teer, 42. Alarm, 44. Tartu, 46. Earl, 49. Ungarn, 51. Saite, 52. Heptan, 54. Oase, 55. Moor, 56. Egart, 57. Niobe, 58. Step, 59. Judo, 61. Moskau, 64. Eloge, 66. Undine, 69. Rate, 72. April, 74. Senat, 76. Oran, 77. Galopp, 80. Nantes, 81. Nase, 83. Eid, 85. Rat, 87. Ehre, 90. Plauen, 93. Niger, 94. Prag, 96. Trent, 97. Riesa, 98. Defoe, 99. Irbis, 100. Omsk, 101. Enden, 102. Lauf, 103. Amrum, 104. Tesla, 105. Lagos, 106. Telex. – Senkrecht: 1. Thaer, 2. Beton, 3. Oslo, 4. General, 5. Oger, 6. Okapi, 7. Lenino, 8. Regatta, 9. Elite, 10. Isel, 11. Schach, 12. Ries, 13. Saale, 14. Niere, 22. Taste, 27. Elen, 28. Nora, 29. Gera, 31. Ester, 33. Tor, 35. Tana, 36. Vase, 38. Cup, 39. Oka, 40. Turner, 41. Egmont, 43. Mixtur, 44. Tempel, 45. Rhodos, 47. Agadir, 48. Letten, 50. Roem, 53. Neon, 58. Sappe, 59. Jena, 60. Dutt, 62. Oel, 63. Kap, 65. Gent, 67. Dose, 68. Narr, 71. Egeln, 73. Indiana, 75. Andreas, 78. Oberst, 79. Bredel, 81. Nitra, 82. Speer, 84. Insel, 86. Arena, 88. Hobel, 89. Essex, 91. Atom, 92. Nike, 94. Polo, 95. Gift.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Baku, 2. Paris, 3. Metro, 4. Koordinate, 7. Nana, 8. Segment, 9. Waran. – Senkrecht: 1. Bamako, 2. Patrona, 3. Medina, 5. Ornament, 6. Teheran.

BAUSTEINCHEN: Der Mensch wächst mit seinen Aufgaben.

FULLRÄTSEL: 1. Alma Ata, 2. Brigade, 3. Dederon, 4. Flieger, 5. Antenne, 6. Helling, 7. Patrone – Ardenne.

IM VERSTECK: „Kein Mensch wird als Held geboren, man wird zum Helden erzogen."

ZUM RECHNEN:

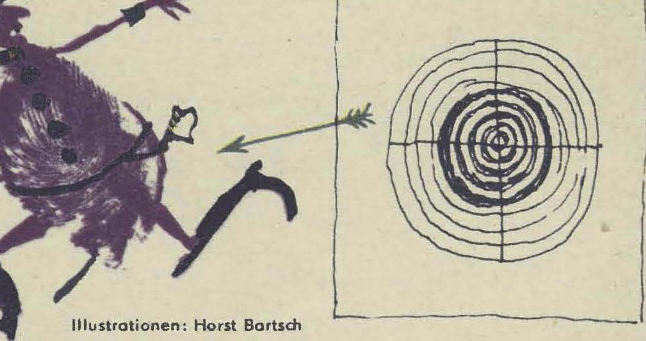
A = Auftrieb
G_B = Gewicht des Baumstammes
G_Z = zusätzlich mögliche Traglast des Stammes
V = Volumen des Baumstammes

$$G_B + G_Z = A$$
$$A - G_B = G_Z$$
$$V \cdot \gamma_W - V \cdot \gamma_{Holz} = G_Z$$
$$V(\gamma_W - \gamma_{Holz}) = G_Z$$
$$4\ dm^2 \cdot 30\ dm \cdot 3{,}14 \cdot 0{,}5\ kp/dm^3 = G_Z$$
$$188{,}4\ kp = G_Z$$

Der Baumstamm trägt die beiden Soldaten.

SCHACH: 1. Sf3! de5:; 2. Lc5: Ld8; 3. Se5: matt, oder 1. . . . Le5:; 2. Lg4 Sf8:; 3. Se5: matt, bzw. 1. . . . Se5:; 2. d4! usw.

Fahrkarten?



„Mann, Sie schießen ja nichts wie Fahrkarten! Was sind Sie eigentlich von Beruf?"
Da kam ein Wanderer des Weges und antwortete: „Schaffner, Herr Feldwebel."

Illustrationen: Horst Bartsch



Leutnant von Zitzewitz: „Äh, Kammerad, heute Parole ‚Grillparzer', was ist denn das?"
Leutnant von Bohne (klopft sich lachend auf die Oberschenkel): „Köstlich, köstlich Kamerad! Noch nie was von Grillparzer gehört? Kamerad haben wohl geschlafen, als in der Schule die Grashüpfer durchgepaukt wurden?"



Als kürzlich auf dem Pariser Flugplatz Orly eine Maschine mit mehreren Fliegeroffizieren an Bord landete, bumste es ein paarmal kräftig, bevor sie stand. Ein junger Leutnant an Bord witzelte: „Stewardeß, achten Sie darauf, daß der Pilot alle drei Landungen ins Bordbuch einträgt."
„Sie müssen ihn entschuldigen", sagte sie liebenswürdig. „Er kommt eben erst von der Luftwaffe und muß noch eine Menge lernen."



Der altgediente Küchenunteroffizier verabscheute feine Köche und feine Küche. Unablässig pries er die Überlegenheit einfacher Kost, einfach zubereitet. Aber ein frecher, junger Soldat, der frisch von der Kochschule kam, widersprach ihm energisch und erklärte, ein paar besondere Zutaten machten das Essen schmackhafter. „Wahrscheinlich wären Sie imstande, auch noch den Geschmack von ganz gewöhnlichem Speisesalz zu verbessern", höhnte der Küchenunteroffizier.
„Das ist nicht schwer", erwiderte der junge Koch. „Man braucht nur ein ganz zartes Steak auf ein paar Körnchen zu legen."



In das Arbeitszimmer eines Obersten kam ein Major mit dem Anliegen, daß er den Tagesbefehl für das Regiment unterschreiben möge.
„Peinlich ... peinlich, Major, aber ich unterschreibe später, weil ich mein Monokel nicht bei mir habe."
„Können der Herr Oberst den Befehl nicht ausnahmsweise heute mal ohne Monokel unterzeichnen?"
Darauf sagte der Oberst entrüstet: „Aber ... aber! Wenn

das die Truppen erführen ... dann sagen sie noch, ich unterschreibe etwas, ohne es gelesen zu haben."



Beim Pistolenschießen auf einem Schießstand. Major von der Grün hat soeben seinen fünften Schuß abgefeuert. Ein Adjutant meldet: „Dieser Schuß ging wieder links daneben, Herr Major!"
Mit schnarrender Stimme wendet sich der Major an die übrigen Offiziere: „Logisch... logisch! Habe doch sofort gemerkt, daß die Zielscheibe zu weit rechts steht."



Nach längerer Zeit treffen sich zwei pensionierte Generale. „General", sagt der eine, „Sie waren damals im Feldzug ein robuster Reiter. Wieviel Pferde haben Sie eigentlich bei diesem Spaß in den Tod geritten?"
„Ach, einmal in vierzehn Tagen nur eins, und ein anderes Mal auf der selben Strecke vierzehn an einem Tage." — ? ? ? — „Das erste Mal war auf dem Vormarsch, das zweite Mal auf dem Rückmarsch!"



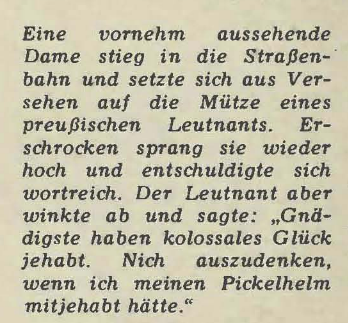
Bei einem Ball am preußischen Hof wurde der alte Blücher von einem königlichen Kammerherren gefragt, wie man die Orden der Anwesenden klassifizieren könne. Blücher antwortete: „Die erste Klasse sind die erdienten, die zweite die erdienerten und die dritte Klasse die erdinierten!"



Das junge Mädchen tanzte mit einem Marineoffizier. Nach dem Walzer kehrte es zu seiner Mutter zurück, die zu ihm sagte: „Der Offizier macht einen guten Eindruck!"
„Ja, er ist sehr liebenswürdig!"
„Was mich in Erstaunen setzt", fährt die Mutter fort, „ist die Tatsache, daß seine Beine etwas rund sind, so daß man glauben könnte, er wäre bei der Kavallerie statt bei der Marine!"
„Das hat er mir erklärt", erwiderte das Mädchen, „vor einigen Monaten erlebte er einen Schiffbruch und der Ärmste war gezwungen, eine ganze Woche rittlings auf einem Faß im Wasser zu schwimmen!"



K. u. k.-Oberst von Brüll hat im Manövergelände einen kleinen sauberen Teich entdeckt. Die Sonne brennt so unbarmherzig, daß er nicht widerstehen kann. Rasch zieht er sich aus und verbirgt seine Sachen. Er will gerade ins Wasser springen, als plötzlich ein bärtiger Landsturmmann auftaucht und ihm freundlich zuruft: „Servus, alter Krauterer; weit sind's ma komme, wenn's schon so alte Kracher wie dich einziehen müssen!"



Eine vornehm aussehende Dame stieg in die Straßenbahn und setzte sich aus Versehen auf die Mütze eines preußischen Leutnants. Erschrocken sprang sie wieder hoch und entschuldigte sich wortreich. Der Leutnant aber winkte ab und sagte: „Gnädigste haben kolossales Glück jehabt. Nich auszudenken, wenn ich meinen Pickelhelm mitjehabt hätte."





HEFT 2
FEBRUAR 1967
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Karolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schoulov, Sofia; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Dezember 1966

Fotos: Gebauer (6) Titel, S. 21, 33, 51, 89, 96; Kurzbach (1) S. 3; Eggert (1) S. 8; Peter Fiebig (12) S. 13, 14, 15, 16, 17; Zentralbild (5) S. 22, 23, 39; Iwanow (5) S. 26, 27, 28, 29; Schlage (1) S. 37; Archiv (11) S. 83, 50, 74, 75, 80, 81, 82; Zühlsdorf (3) S. 40, 41, 42; Klöppel (1) S. 40; Militärbilddienst (2) S. 42; Liebe (7) S. 47, 48, 49; Propreß (2) S. 50, 56; Mittelstädt (13) S. 52, 53, 68, 69, 70, 71, 72, 75, 79; Morosaw (1) S. 55; Spisla (8) S. 59, 60, 62, 63; Skoumalova (1) S. 65.

TITELBILD: Grenzposten der Nationalen Volksarmee

STAR-Palette

Nicht nur des Gulaschs, auch seiner Freilichtbühne wegen, ist Szeged ein Magnet für zahllose Touristen und Besucher. Hauptattraktion ist der „Zigeunerbaron", dirigiert vom Enkel Eduard Strauß', mit 70 Tänzern und Tänzerinnen, 800 Statisten und großem Abschlußfeuerwerk. Man muß schon „erste Garnitur" sein, will man in diesem Ensemble bestehen. Ilona Medveczky konnte es als Ballettsolistin im Wiener-Walzer-Finale.

Über 30 Fernsehsendungen, tanzsolistische Aufgaben an den bekanntesten Musik- und Revuetheatern Ungarns und eine Rolle als Zigeunermädchen in dem zweiteiligen historischen Film „Ungarkönig" waren weitere Sprossen auf der Erfolgsleiter.

Die geborene Budapesterin – einziges Kind eines Lokführers – zog es schon mit drei Jah-



Ilona Medveczky

ren zum Piano ihrer Tanten. Vater, der lieber mit einem Sohne Eisenbahn gespielt hätte, zeigte wenig Verständnis für seine kunstbegeisterte Tochter. Und Mutter hätte sie gern als Sekretärin gesehen. Ilona störte das wenig. Neunjährig meldete sie sich, begleitet von einer ihrer Tanten, zur Aufnahmeprüfung an der Staatlichen Ungarischen Ballettschule, die dem Opernhaus angeschlossen war. Mut und Hoffnung aber sanken rapide, als von weiteren eineinhalb Tausend Mitbewerberinnen die Rede war.

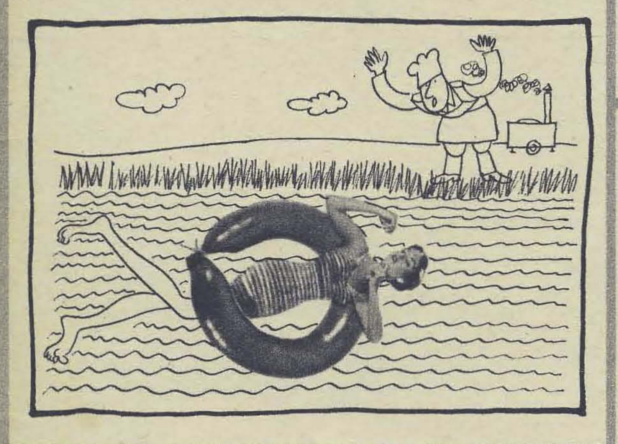
Elf Mädchen durften schließlich als hoffnungsvolle Kandidatinnen der Tanzkunst ihre Ausbildung beginnen. Ilona war glücklich unter ihnen! Seit diesem Tag kannte sie fast keine Freizeit mehr. Das Exercise des klassisch russischen Balletts beherrschte die Tage. Der Unterricht der normalen Zehnklassenschule war erweitert mit Musik, Gesang, Fechten und Theatergeschichte. Nachts störten Muskelkater und blutige Zehen. Neun Jahre später aber hatte sie es geschafft!

In ihrer Heimat inzwischen als eine der besten Revuetänzerinnen bekannt, will sie sich nun in der DDR einen Namen machen. Nach Gastspielen zur letzten Leipziger Herbstmesse und in der Berliner Lindencorso-Bar, wird sie voraussichtlich in den Monaten März/April in Schwerin und Berlin gastieren. *Helga Heine*

Leckerbissen


„. . . und viel junges Gemüse!“


„Schon wieder Bouletten?!“




„Auch fliegendes Personal!“

serviert von Paul Klimpke




„Kaffeeholer, raustreten!“

Index 31036

